Brockauer Zeitung

Zeitung für den Landkreis Breslau

Bezugspreis einschließlich Abtrag wöchentlich 28 Pfg., monatlich 1,15 Mk. Erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mittag. Der Bezug gilt als fortbestehend, wenn nicht 14 Tage vor Beginn des Monats derselbe gekündigt wird. Bei höherer Gewalt oder Betriebsstörung kann in Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises nicht zugestanden werden.

Veröffentlichungsblatt für die Stadt Brockau

Anzeigenpreise: Für die einspaltige Millimeterhöhe (46 mm breit) 5 Pfg Anzeigen im Textteil mm 15 Pfg. Preisliste Nr. 2. Nachlässe Staffel E Für das Erscheinen der Anzeigen gelten die „Allgemeinen Geschäftsbedingungen im Anzeigenwesen". Gerichtsstand für alle Zahlungen ist Breslau. Hauptschriftleitung: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. —

Druck und Verlag von Ernst Dodeck's Erben, Brockau, Bahnhofstr. 12. Fernsprecher Breslau 53281. Postscheckkonto Breslau 10795

Nr. 137 — Brockau, Donnerstag, den 16. November 1939 — 39. Jahrgang

Blindwütiger Imperialist

Vernichtende Kritik der Churchill-Rede durch die „New-Yorker Staatszeitung"

Unter der Ueberschrift „Die Maske fällt" veröffentlicht die „New-Yorker-Staatszeitung" einen Leitartikel, in dem sie feststellt, daß durch die Churchillrede und die Antwortnoten Englands und Frankreichs an Belgien und Holland jede Hoffnung auf einen Frieden endgültig zerstört erscheine und die völlige Vernichtung des Gegners als die grauenvolle Alternative übrigbleibe.

„Die Churchillrede läßt keine anderen Möglichkeiten offen", schreibt das Blatt. „Aus ihr spricht der krasse, machtpolitische, bedenkenlose und blindwütige Imperialist. Wenn wir den Phrasenwust beiseiteschieben, erkennen wir unter der Tarnkappe eines eitlen, selbstgefälligen Pharisäertums den engstirnigen Imprialisten, für den das Schlagwort vom „Hitlerismus" nur ein Mittel zum Zweck ist, um Deutschland restlos zu zertrümmern und die Vorherrschaft Großbritanniens erneut auf dessen Ruinen aufzubauen."

„Wir sind überzeugt, daß Churchill nur die Fleischwerdung einer Doktrin ist, die sich mit gleicher Schärfe und Heftigkeit auch gegen eine wiedererstarkte deutsche Republik gerichtet haben würde, falls sie es gewagt hätte, den Vormachtsansprüchen Englands in Europa Einhalt zu gebieten."

Die Kriegsziele der Alliierten treten immer klarer als die alten Begriffe von der Mainlinie, dem Rheinbund, der süddeutschen Föderation usw. hervor. Deutschland soll höchstens als geographischer Begriff geduldet, als historische und wirtschaftliche Einheit aber vernichtet werden. Das Zwangsdiktat eines Winston Churchill, der sein Bestmögliches zum Versailler Schanddiktat beigetragen hatte, möchte erneut das deutsche Volk in Sklavenfesseln schlagen. Was die besten und edelsten Geister der deutschen Nation erstrebten, würde restlos zertrümmert und vernichtet werden.

Das jüngste Londoner Lügenmärchen

Infame Beschimpfung Deutschlands.

Der Londoner Lügenrundfunk hat einen neuen Schwindel gestartet, um die Deutschen wieder einmal als Barbaren vor der Welt bloßzustellen. Wir kennen die Gewissenlosigkeit der englischen Lügenerzähler, die ihre Instruktionen vom Lügenministerium des ehrenwerten MacMillan erhalten und können uns höchstens noch über den Phantasiereichtum der Hetzlügner wundern. Im übrigen läßt uns ihr Gefasel kalt, und wir können uns auch nicht denken, daß es noch einsichtige Menschen auf diesem Erdball gibt, die sich durch das Londoner Lügengeschwätz betören lassen.

Hören wir also, was sich Radio London diesmal ausgedacht hat an Gruseligkeiten, die die Welt in Schrecken setzen sollen über die bösen Deutschen: Da wird also von London durch den Aether die Meldung verbreitet, eine deutsche Zeitung, und zwar das „Hamburger Fremdenblatt" habe gemeldet, daß deutsche Pioniere in Posen eine Christusstatue in die Luft gesprengt hätten. Das wird als eine religionsfeindliche Schandtat dann gebührend ausgetreten.

Es bedarf wohl keines Hinweises, daß es sich hier um ein ganz gemeines Lügenmanöver handelt, und das ist die Wahrheit: Im Jahre 1919 stürzten die Polen das Posener Bismarckdenkmal und schleiften die Trümmer unter Johlen durch die Straßen. Dort, wo das Bismarckdenkmal stand, errichteten sie einen Triumphbogen, wie man ihn auch in Paris hat, und schmückten den mit allerlei niederträchtigen Hetzdarstellungen, die der Beschimpfung Deutschlands dienten. Diesen polnischen Triumphbogen haben deutsche Pioniere verständlicherweise verschwinden lassen. Von dem Metall wird ein neues Bismarckdenkmal erstehen!

Diese Tatsache wurde also von London in infamster Weise entstellt. Aber man mag sich an der Stelle, von der solche Hetzlügen gestartet werden, darüber klar sein: Der Sturz des polnischen Hetzmales in Posen ist ein Symbol dafür, daß die Deutschen diesen Boden nie wieder lassen werden.

So läßt sich der Krieg aushalten!

Herr Eden frühstückt an der französischen Front.

Die Hauptbeschäftigung Edens und der fünf Dominionminister, die sich bekanntlich zu einem Besuch der Front in Frankreich befinden, scheint im Frühstücken zu bestehen. Der Londoner Rundfunk, der über jeden Schritt und Tritt der sechs Minister gewissenhaft berichtet, teilte mit, daß die „hohen Herren" zunächst im britischen Hauptquartier mit dem Oberkommandierenden General Gort gefrühstückt, darauf in strömendem Regen der Front einen kurzen Besuch abgestattet und dann wieder mit General Gort diniert haben. Anschließend hatten sie dann „informatorische Gespräche" mit dem englischen Oberkommandierenden.

Auffallend in diesem Augenblick

Tokio läßt sich durch die Zurückziehung der Nordchina-Besatzungen nicht täuschen.

Die teilweise Zurückziehung der französischen und englischen Besatzung Nordchinas beurteilen politische Kreise in Tokio als eine „billige Geste", da ein grundsätzlicher Verzicht auf Garnisonen damit nicht ausgesprochen sei. Außerdem sei die Verkleinerung der Standorte hauptsächlich als Folge des europäischen Krieges anzusehen, der sich also günstig für Japan auszuwirken beginne. Dagegen seien die Vereinigten Staaten anscheinend entschlossen, ihre Besatzung unverändert zu lassen. Solange England aber, so bemerken die politischen Kreise weiter, sich weiterhin weigere, die neue durch den Chinakonflikt geschaffene Lage anzuerkennen und stattdessen mit billigen Gesten „freundschaftliche Gefühle" zu erwecken versuche, so lange könne keine japanische Regierung über die wahre Haltung Englands getäuscht werden. Endlich sei der englisch-französische Schritt bezeichnenderweise in dem Augenblick erfolgt, in dem der russische Botschafter in Tokio den weiteren Ausgleich zwischen Tokio und Moskau vorbereite.

Trotz Rückzuges nicht unerreichbar

Italien zum deutschen Luftangriff auf die Shetland-Inseln.

Zu dem in Italien stark beachteten deutschen Luftangriff auf die Shetland-Inseln erklärt das halbamtliche „Giornale d'Italia", daß die Engländer anscheinend aus Furcht vor Angriffen deutscher U-Boote oder Flugzeuge ihre Kriegsflotte von Scapa Flow 250 Meilen nordwärts beordert hätten. Die englische Flotte sei aber dennoch für den Gegner, wie dies die jüngsten Angriffe bewiesen hätten, nicht unerreichbar, habe aber dagegen den Deutschen eine größere Bewegungsfreiheit in der Nordsee einräumen müssen.

Uebereinkunft mit England unmöglich

Vor einer neuen Aktion der Indischen Kongreßpartei.

Wie United Preß aus London meldet, ist dort ein Telegramm des Führers der Indischen Kongreßpartei eingegangen, in dem dieser eine neue Aktion seiner Partei ankündigt. In dem Telegramm heißt es, daß die Haltung der Kongreßpartei völlig klar sei. Es sei unmöglich, irgendeinen Vorschlag zu erwägen, der nicht auf folgenden Punkten basiere: Völlige Klarlegung der Kriegsziele, Unabhängigkeit Indiens mit unmittelbarer Uebertragung der tatsächlichen Macht an das Volk und Uebereinstimmung in der Frage eines konstitutionellen Parlaments.

Nehru, der Führer der Kongreßpartei, kündigte an, daß am Sonntag der Aktionsausschuß der Kongreßpartei in Allahabad zusammentreten werde, um die Lage zu prüfen, die durch den Rücktritt von elf Kongreßministern entstanden ist. Nehru sagt in seinem Telegramm weiter, daß Lord Zetlands Rede im Oberhaus als eine Ablehnung der Forderungen der Kongreßpartei ausgelegt werde. Dadurch werde es unmöglich, zu einer Uebereinkunft zu gelangen. Das bringe mit sich, daß die Kongreßpartei nicht an der britischen Politik mitarbeiten könne. Wenn sich dieser Fall nicht vermeiden lasse, müsse das notwendigerweise zu weiteren Folgen führen. Ghandi und die Kongreßpartei seien eins. Wenn England das nicht berücksichtige, müsse es zu einer Katastrophe führen.

Englands „Rücksichtnahme" auf Neutrale

Neue Verschärfung des Piratenkrieges.

Das britische Ministerium für Wirtschaftliche Kriegführung hat, wie der Londoner Korrespondent des Amsterdamer „Handelsblad" meldet, wieder einmal neue verschärfte Maßnahmen zur Durchführung der Konterbandekontrolle angekündigt.

Bisher wurde die britische Kontrolle in der Form gehandhabt, daß für neutrale Länder bestimmte Ladungen, bei denen der endgültige Empfänger nicht angegeben war, so lange in England festgehalten wurden, bis der britische Konsul in dem jeweiligen neutralen Land seiner Regierung einen günstigen oder ungünstigen Bescheid über den endgültigen Empfänger der Fracht gütigst gegeben hatte. Im Falle eines ungünstigen Bescheids wurde die Ladung im englischen Kontrollhafen natürlich sofort beschlagnahmt.

Die am 20. November in Kraft tretende Neuordnung geht nach dieser Meldung des Londoner Korrespondenten des „Handelsblad" dahin, daß von der britischen Konterbandekontrolle alle die Güter sofort beschlagnahmt werden, in deren Schiffspapieren der endgültige Empfänger nicht aufgeführt ist. Anscheinend fällt auch diese Maßnahme unter die von Lord Finlay großspurig angekündigte „Rücksichtnahme" auf die Neutralen.

Unsere Kriegsernährungspolitik

Gerechte Lebensmittelverteilung und Produktionserhaltung.

Zur Eröffnung der von der Verwaltungsakademie Berlin veranstalteten kriegs- und wehrwirtschaftlichen Vortragsreihe sprach der Ministerialdirektor im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft Dr. Moritz über „Unsere Ernährungswirtschaft im Kriege".

Dr. Moritz gab einen Ueberblick über die Tätigkeit der ernährungswirtschaftlichen Organisation im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft, die durch Zusammenfassung aller ernährungswirtschaftlichen Aufgaben in diesen Stellen Gewähr geben, daß sowohl die Erzeugung wie auch die Verarbeitung und Verteilung von Lebensmitteln nach einheitlichen Grundsätzen erfolgt. Ein besonders wesentlicher Unterschied zur Ernährungswirtschaft im Weltkriege bestehe heute darin, daß vom ersten Tage des Krieges an ausführliche Versorgungsbilanzen für alle wichtigen Gebiete vorhanden waren.

Dr. Moritz beschäftigte sich dann mit der Versorgungslage bei den wichtigsten Erzeugnissen. Hierbei konnte er zeigen, wie durch die Erzeugungsschlacht in den letzten Jahren bei den sogenannten Mangelerzeugnissen, vor allem Fleisch und Fett, eine erhebliche Verbesserung erzielt worden ist und wie heute durch eine vorsichtige Verteilung alles geschieht, um eine ausreichende Vorratswirtschaft zu ermöglichen. Auf diese Weise sind wir auf Jahre hinaus unter allen Umständen vor einer Bedrohung unserer Versorgung gesichert.

Bei der Zuteilung der Lebensmittelrationen war man bestrebt, soweit als möglich nicht nur die verschiedenen Bedürfnisse der Berufe, des Alters u. a. m. zu berücksichtigen, man hat weitgehend auch auf die Ernährungsgewohnheiten einzelner Gebiete des Reiches Rücksicht genommen und die Lebensmittelkarten entsprechend eingerichtet. Auf die Verkehrsbedürfnisse wird durch das System der Reise- und Gaststättenmarken Rücksicht genommen.

Die Kriegsernährungswirtschaft hat nicht nur die mengenmäßige Deckung des Nahrungsbedarfs, sondern auch die richtige Zusammensetzung im Auge.

Schließlich wandte sich Dr. Moritz den grundlegenden Fragen der Produktion zu, die im Weltkrieg in den ersten Jahren überhaupt vernachlässigt wurde. Heute stehen diese Fragen um so stärker im Vordergrund, als die deutsche Landwirtschaft durch die Arbeit des Reichsnährstandes in der Erzeugungsschlacht schon seit Jahren zur Leistungssteigerung erzogen worden ist. Enge Zusammenarbeit mit der Wehrmacht hat gute Erfolge gezeigt. Das muß und wird auch in Zukunft so bleiben.

Westmächte wollen keinen Frieden

Ablehnung der belgisch-holländischen Vorschläge. — Vertreter Belgiens und Hollands bei Ribbentrop.

Reichsaußenminister von Ribbentrop empfing am Mittwoch den belgischen Botschafter und den holländischen Gesandten. Er teilte den Vertretern Belgiens und Hollands im Namen des Führers mit, daß nach der brüsken Ablehnung des Friedensschrittes des belgischen Königs und der Königin der Niederlande durch die englische und französische Regierung auch die deutsche Reichsregierung diese Vorschläge damit als erledigt ansähe.

*

Die Kriegsverbrecher in London und Paris haben einen neuen Vorschlag zur Vermittlung und zur Beendigung des Krieges torpediert. Uns kann das nicht weiter überraschen, denn was hätten wir sonst wohl erwarten sollen? Für uns ist die brüske Ablehnung des belgisch-holländischen Schrittes durch London und Paris nur ein weiterer Beweis dafür, daß die Gegenseite nicht den Frieden, sondern den Krieg will. Sie hält fest an ihrer Vernichtungsparole, hält fest an den Zielen, die sie mit dem von ihr vom Zaune gebrochenen Kriege gegen Deutschland verfolgt. Man will die deutsche Nation zerschlagen. Nun gut. Man wird uns nicht schrecken. Mit Parolen wie: Kampf dem „Hitlerismus" werden keine Kriege gewonnen. Den Sieg wird der davontragen, der die stärkere Wehrmacht und die stärkere innere Front ins Feld führt. Und das sind zweifellos wir. Wollen die Westmächte den Kampf, so sollen sie ihn haben, mögen dann die Völker später mit den Kriegsschuldigen in London und Paris abrechnen.

Buch und Gewehr

Mussolini an die Studenten Roms.

Beim Beginn des neuen akademischen Jahres — das in allen Universitätsstädten Italiens durch eindrucksvolle Feiern eröffnet wurde — fand in Rom eine Kundgebung für den Duce statt. Mussolini erschien auf dem historischen Balkon und richtete eine kurze Ansprache an die Studenten, in der er erklärte:

„Geht mit voller Ruhe und Disziplin an die Arbeit; aber stellt nach faschistischem Brauch und aus Gründen der Vorsicht dem Buch — und zwar wohl sichtbar — auch das Gewehr zur Seite. Der Friede des faschistischen Italiens ist kein wehrloser, sondern ein bewaffneter Friede."

Die Worte des Duce lösten bei den Studenten und der Menge sich immer erneuernde Beifallskundgebungen aus, so daß sich Mussolini verschiedene Male auf dem Balkon zeigen mußte.

U-Boot-Kriegsabzeichen.

Der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Großadmiral Raeder, hat die Einführung dieses U-Boot-Kriegsabzeichens angeordnet. Es kann allen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften von U-Booten verliehen werden, wenn sie sich auf zwei und mehr Fahrten gegen den Feind bewährten. (Scherl-Wagenborg-M)

1. Opfersonntag: 11 203 971,06 RM.

Wieder ein Beweis für die Stärke der deutschen inneren Front

Nachdem schon die gemeldeten Einzelergebnisse aus den deutschen Gauen erkennen ließen, daß ebenso wie die erste Reichsstraßensammlung, der an die Stelle des Eintopfsonntags getretene erste Opfersonntag des Kriegswinterhilfswerkes ein überzeugender Beweis für die Opferbereitschaft des deutschen Volkes sein werde, wird diese Auffassung nunmehr durch das Gesamtergebnis bestätigt. Die von den deutschen Haushalten in den Listen des Opfersonntages gezeichneten Einzelbeträge ergaben die Summe von 11 203 971,06 RM. Gegenüber dem ersten Eintopfsonntag des vorjährigen Winterhilfswerkes mit 8 524 942,87 RM. ist das eine Steigerung von nicht weniger als 31,43 v. H. Während im vergangenen Jahr je Haushalt ein Betrag von 38,61 Rpf. gezeichnet wurde, steigerte sich dieser Betrag am ersten Opfersonntag des Kriegswinterhilfswerkes auf 50,74 Rpf., d. h. mehr als eine halbe Reichsmark.

Auf das Altreich entfielen von der Gesamtsumme 9 781 601,22 RM., d. h. je Haushalt 50,56 Rpf., auf die Ostmark 1 038 767,61 RM. oder je Haushalt sogar 56,56 Rpf., während der noch stärker im Aufbau begriffene Sudetengau mit der Summe von 383 602,23 RM. je Haushalt ein Aufkommen von 42,79 Rpf. erzielte.

Welche soziale Kraft in dieser Summe steckt, ergibt sich aus der Tatsache, daß das deutsche Volk mit dem Aufkommen des ersten Opfersonntags der NS.-Volkswohlfahrt die Möglichkeit gegeben hat, nicht weniger als 1 300 Kindertagesstätten mit rund 50 000 Kindern zu errichten und ein Jahr lang zu unterhalten.

Ein Bunker geht hoch

Tapfere Tat deutscher Pioniere. — Ein französischer Bunker wird gesprengt. — Nur ein Trümmerhaufen blieb übrig.

An der Westfront (PK.).

So ein fetter Brocken findet sich nicht alle Tage. Lange schon war er den Landsern ein Dorn im Auge: der Bunker am französischen Zollhaus. Mit seinen fünf mit Stahlblenden verschließbaren Schießscharten beherrschte er das ganze Vorgelände. Ein Trümmerhaufen deutet jetzt noch die Stelle an, wo er sich wie ein wehrhafter Igel vor das Zollhaus schob.

Steil geht es den Hang des schützenden Hochwaldes zur Straße hinab, die zugleich Grenzscheide ist. 250 Meter mögen es bis zum Ortseingang sein. Trennend liegt ein Friedhof davor, der terrassenförmig nach der französischen Seite hin abfällt. Durch das Loch an der linken Mauerecke bahnen sich deutsche ud französische Spähtrupps ihren Weg. Unsere Landser den Bach hinan, dessen Brücke gesprengt ist und der bei Regenwetter ein peinliches Hindernis darstellt. Was allerdings noch keinen Spähtrupp davon abhielt, sich auf fremde Gefilde zu begeben.

So war auch auf diesem Wege eine Erkundung ausgeführt worden. Pioniere und Infanterie teilten sich in diese Aufgabe. Und da standen nun in der Morgenfrühe die Pioniere vor dem Bunker, ohne daß sie vorher eine Maschinengewehrgarbe niedergemäht hätte. Sie waren frech genug, ohne höfliche Aufforderung einzusteigen. Mit der nötigen Vorsicht zwar. Denn mit den Minen ist nicht zu spaßen. Aber sie brachten doch die Gewißheit mit nach Hause, daß der Bunker zu haben sei, wenn auch die wohnlich ausgestatteten Räume auf gute Stammgäste schließen ließen.

Auf eine solche Gelegenheit hatten die Landser schon lange gewartet. Selbst der Regiments- und der Bataillonskommandeur ließen es sich nicht nehmen, an dem Pürschgang des Infanteriezuges teilzunehmen, der zur Sicherung für die nachrückenden Pioniere eingesetzt wurde. Rechts und links vom Friedhof gingen die Gruppen vor. Den Rücken vom Waldrand her gesichert. Die Uhr zeigte 17.30 Uhr und es dusterte schon. Während die rechte Gruppe sich durch die Allee zur Schloßmauer vorarbeitete, bezog die linke Gruppe Stellung am Grenzhof. Dort verharrten sie und warteten auf die Teufelskerle, die Pioniere.

Die keuchten schwerbepackt mit Sprengmaterial an und bahnten sich über die Sperren und den Bach den Weg zu dem Bunker. Er stand immer noch verwaist. Nur umhergeworfene Bücher und fehlende Decken wiesen darauf hin, daß inzwischen ein Poilu den Fuß hierhergesetzt hatte. Sonst zeigte sich in dem Durcheinander, das in dem Kampfraum herrschte, keine Veränderung. Zerwühlt lagen die Betten, wie am Morgen. Seitengewehre, Munition, darunter auch Leuchtmunition, lagen umher. Mit Radioapparaten, dem Hausgerät und den Wandbildern, Porträts von französischen Generalen, war der Raum ausgestattet.

Das hinderte die Pioniere keinen Augenblick daran, sachgemäß ihre Sprengladungen anzubringen. Wohl alarmierte der Schuß eines Poilu die Gegend. Aber es blieb dabei. Ungestört konnten die Landser ihre Vorbereitungen treffen. Sie waren nach fünfzehn Minuten abgeschlossen.

Fünf Minuten nach dem Schließen der schweren Stahlpanzertür flog der Bunker mit einer gewal gen Detonation in die Luft. Eine Riesenstichflamme grellte auf. Weithin flogen die Brocken. Danach lastete unheimliche Stille auf der abendlichen Landschaft.

Ohne Verluste erreichten Infanteristen und Pioniere ihre Ausgangsstellung. Den Bunker aber hat's errissen ... Sein knalliger Untergang war ein Fest für die Landser, die sich vor diesem Feuerpilz in acht zu nehmen hatten. Er hat aber auch die Gemüter der Poilus aufgeschreckt. Mit dem bloßen Auge sieht man sie über die Straße huschen, die sich wie ein helles Band in den bunten Häuserwall rankt. Sie blicken mit verwunderten Augen auf den großen, schwarzen Fleck um den Trümmerhaufen, den die Explosion hervorgerufen hat.

Selbst die herrenlosen Schweine, die sich auf den dunkelgrünen Wiesen aalen, schlagen scheu und verschüchtert einen Bogen um die Stätte, die so gar nicht ihrem Geschmack und ihrem bislang gewohnten Weidegrund entsprechen will.

H. Knoll.

Sechzig Millionen Bücher wandern an die Front

Besuch in der Zentralstelle der Alfred-Rosenberg-Buchspende 1939. — Jeder gibt sein Scherflein. — Dresden allein sammelte 300 000 Bände.

Der öffentliche Aufruf zur Sammlung von Lesestoff für unsere Soldaten an der Front hat geradezu überwältigende Erfolge gezeigt. Unser Mitarbeiter besuchte aus diesem Anlaß die Zentralstelle der Alfred-Rosenberg-Buchspende in Berlin, die ihre Tätigkeit voraussichtlich bis zur Beendigung des Winterhilfswerkes im nächsten Frühjahr fortsetzen wird.

Ein riesiger Hinterhof im Norden der Reichshauptstadt. Gelbe Plakate mit Richtungspfeilen weisen den Weg durch das Häusergewirr zum Anwesen, in dem die Zentralstelle der Alfred-Rosenberg-Buchspende untergebracht ist. Schon von weitem vernimmt man laute Hammerschläge, mit denen Bücherkisten zugenagelt werden, Schreibmaschinenklappern und das eilfertige Durcheinander eines großen „Geschäftsbetriebes". Es geht hier tatsächlich wie in einem Bienenstock zu, „bemerkt der Referent, der die Versandarbeiten überwacht", laufen doch in diesem Hause die Fäden der Sammelaktion aus dem ganzen Reich zusammen. Tagaus, tagein sind in Stadt und Land die Block- und Zellenleiter unterwegs, um zu Fuß, mit dem Fahrrad oder Pferdefuhrwerk, in leeren Kinderwagen, mit Handkarren oder Waschkörben möglichst viele Bücher zusammenzubringen. Für jeden Band gibt es eine WHW.-Sachspendenquittung. Dann kommen die Bücher zu den Ortsgruppen, die sie wiederum den Kreisleitungen übermitteln. Dort erst werden die Bände von einem freiwilligen Mitarbeiterstab unter Leitung des Kreisschulungsleiters oder Kreisschrifttumsbeauftragten zu vollständigen Büchereien zusammengestellt. Ueber den Gau und die Zentralstelle der Alfred-Rosenberg-Buchspende in Berlin werden die Bibliotheken schließlich dem Oberkommando der Wehrmacht zur Verfügung gestellt, das sie an die Front weiterleitet. Reichspost und Reichsbahn haben die kostenfreie Beförderung der Buchspenden übernommen."

Es dürften insgesamt mindestens sechzig Millionen Bände sein, die bis zum kommenden Frühjahr an die Front gehen. In Landkreisen wurden bisher je 6000 bis 8000 und in Stadtkreisen je 30 000 bis 35 000 Bücher gespendet. Der Gau Dresden meldete allein nicht weniger als 300 000 Bände, die in 160 Ortsgruppen gesammelt wurden. Im Gau Hamburg hat man gar 800 000 Bücher zusammengetragen, doch auch die Stadt Kiel kann sich mit 70 000 Büchern durchaus sehen lassen. Besondere Anerkennung verdient der Gau Baden, der als Grenzgebiet in Kriegszeiten ohnehin starken anderweitigen Belastungen unterworfen ist. Von jedem einzelnen Kreise wurden dort im Durchschnitt je 20 000 Bände aufgebracht, die insgesamt insgesamt in 140 Büchereien vereinigt wurden. Doch auch der Gau Franken mit der Stadt der Reichsparteitage Nürnberg an der Spitze, hat sich auf diesem Gebiet wacker geschlagen. Die Leiter der Staatlichen Volksbüchereien haben in jedem Kreis ihres Bezirks einen Stadtbüchereileiter dem Kreisschulungsleiter zur Verfügung gestellt, damit dieser seine reichen Erfahrungen bei der Zusammenstellung der Büchereien in den Dienst der politischen Aufgabe stellen kann. Ebenso haben die Reichspropagandaämter ihre Fachreferenten zur Verfügung gestellt. Es stehen also hinter dieser Sammlung alle politischen Kräfte und Organisationen, die auf dem Gebiet des Schrifttums und des Büchereiwesens bisher schon in hervorragendem Maße die deutsche Volksgesamtheit betreuten.

Welcher Art sind nun eigentlich die Bücher, die der Soldat in seinem Bunker am Westwall, der Flieger in seiner Unterkunft, der Flakartillerist in der Heimat oder der Matrose auf hoher See zu lesen bekommt? An der Spitze stehen natürlich die Werke politischen oder weltanschaulichen Charakters, doch ist auch gute Unterhaltungsliteratur stark gefragt. Betrachtet man einmal das Sammelergebnis eines einzelnen Tages bei einer Ortsgruppe, so entdeckt man neben Goethe und Schiller noch manchen deutschen Dichter von Rang und Namen; aber auch Karl May oder Detektivgeschichten fehlen nicht. Ebenso sind Philosophie und Medizin, Kunst und Wissenschaft unter den gesammelten Büchern vertreten. Die Soldaten wollen eben in ihrer Freizeit auf ihre berufliche Weiterbildung ebenso wenig verzichten wie auf Unterhaltung. Doch auch Gedichte und Rätselbücher werden an der Front gerne gelesen. Was allerdings ein wackerer Krieger mit Modeheften oder Schnittmusterbogen anfangen soll, ist unerfindlich. Er kann sie bestenfalls seiner Frau nach Hause schicken. Doch auch aus derartigen Gaben ist wenigstens der gute Wille ersichtlich, die der Spender beseelt.

Erfreulicherweise sind fast alle bisher gesammelten Bücher in gutem Zustand. Beschmutzte oder zerlesene Bände wurden nur in den seltensten Fällen abgegeben. Für weitere Spenden mag der Hinweis zweckdienlich sein, daß es sich bei den Soldaten meist um gesunde, kräftige Männer von 18 bis 45 Jahren handelt, die für Backfischideale oder Hintertreppenromantik natürlich nicht viel übrig haben. Spannende und zugleich belehrende Lektüre — das ist das Richtigste für die wackeren Krieger, die in ihren Musestunden dankbar derjenigen gedenken werden, die ihnen Lesestoff spendeten. Etwaige Langeweile wird restlos beseitigt, wenn die allgemeine Gebefreudigkeit im bisherigen Umfang auch weiterhin anhält. An der Heimat soll es dabei jedenfalls nicht fehlen — sie wird auch auf diesem Gebiet stets ihre Pflicht tun, um unsere Soldaten in ihrer Widerstandskraft seelisch zu bestärken.

Blüten und Sonnenflecken

An einigen Bambusarten kann man die Erscheinung beobachten, daß sie nur in längeren Zwischenräumen blühen, dabei aber immer ganz streng begrenztes Zeitmaß einhalten, nach dem sich alle innerhalb eines gewissen Landstriches vorkommenden Bambusgewächse gemeinsam richten. So blüht zum Beispiel in einem bestimmten Umkreis der Bambus sieben oder dreißig oder sechzig Jahre lang überhaupt nicht, worauf dann die Blüte in einem Jahr fast gleichzeitig an allen Bambuspflanzen auftritt. Für das periodische Auftreten der Bambusblüte liegen, besonders für die sechzigjährigen Zwischenpausen, ziemlich genaue statistische Berichte aus Japan vor, die sogar bis zum Jahre 292 n. Chr. zurückreichen, also über eintausendsechshundert Jahre alt sind. Dennoch hat es sich bisher nicht feststellen lassen, wodurch das jeweilige Auftreten der Bambusblüte veranlaßt wird. Erst in neuerer Zeit hat man die Vermutung ausgesprochen, die tatsächlich zu einer Erklärung der eigenartigen Naturerscheinung führen dürfte. Vergleicht man nämlich die graphische Darstellung, das heißt die Kurve der Blütezeit der in Frage kommenden Bambusgewächse mit der Kurve des Auftretens der Sonnenflecken, so tritt eine ganz auffallende Uebereinstimmung jeder Blüte mit einem Sonnenfleckenmaximum zutage. Wie eine solche indirekte Beeinflussung zustande kommen kann, ist allerdings noch nicht geklärt. Da aber die Tatsache besteht, daß die Sonnenfleckenmaxima stets mehr oder weniger großen Einfluß auf die meteorologischen Vorgänge auf der Erde ausüben, namentlich auf die Menge der Niederschläge und die Temperaturen, so könnte auf solche Einflüsse hin sehr wohl auch der Organismus gewisser Pflanzen reagieren.

Aus Brockau und Umgegend.

Brockau, den 16. November 1939.

An unsere Leser!

Infolge Ausbleibens des Berliner Dienstes konnte unsere heutige Zeitung nicht in gewohnter Aufmachung zur Ausgabe gelangen. Die Bekanntgabe über die Kleiderkarte werden wir in der Sonnabend-Ausgabe nachholen. Wir bitten unsere geschätzten Leser um gefällige Nachsicht.

Der Verlag.

Wer erhält die Lang- und Nachtarbeiterzulagen?

Bei Anwendung der neuen Bestimmungen über Lebensmittelzulagen für Lang- und Nachtarbeiter sind Zweifel entstanden, ob kaufmännische und technische Büroangestellte unter diese Regelung fallen. Hierzu wird amtlich mitgeteilt, daß die Zulagen nur für Arbeiter im üblichen Sinne, insbesondere also für gewerbliche Arbeiter, vorgesehen sind. Angestellte in Büros fallen nicht hierunter.

Ein Ei auf Abschnitt L. 46

Das Provinzialernährungsamt Abtlg. B gibt amtlich bekannt:

Auf den Abschnitt L 46 der Nährmittelkarte wird bis zum 19. November ein Ei für jeden Versorgungsberechtigten ausgegeben. Gleichzeitig wird die Frist für die Lieferung von zwei Eiern für jeden Versorgungsberechtigten auf den Abschnitt L 47 der Nährmittelkarte bis 19. November verlängert. Mit diesem Tage verlieren die Nährmittelkarte und damit die beiden Abschnitte ihre Gültigkeit. Die Einzelverteiler haben die beiden Abschnitte getrennt den Ernährungsämtern einzureichen und die von den Ernährungsämtern getrennt ausgestellten Quittungen den Großverteilern umgehend einzureichen. Die Erzeuger, die Eier an Verbraucher abgeben, haben die gesammelten Abschnitte den Ernährungsämtern bis zum 20. November einzureichen.

Für den Regierungsbezirk Kattowitz gilt eine Sonderregelung.

Rollende Geschichte

Güterzüge rollen durch den Bahnhof. Man steht auf dem Bahnsteig und sieht ihnen nach. So mancher davon geht nach Westen ...

Diese roten Güterwagen sind ein Stück lebendiger Geschichte. An ihren Seitenwänden ist verzeichnet, woher sie kommen. Essen, Königsberg, München, Berlin, immer wieder sind es andere Städte, deren Namen dort geschrieben stehen. Und dann kommt plötzlich ein Wagen mit der Aufschrift „Oesterreich" vorüber. Ein dicker weißer Strich läuft durch dieses Wort. Darunter ist aufgemalt „Deutsches Reich".

Zwei Jahre rollt dieser Wagen nun durch Deutschland. Manchmal wird er mit einem anderen zusammengekoppelt: „CSR." Und wieder ist der dicke weiße Strich dadurchgezogen. „Deutsches Reich" ist jetzt zu lesen.

Und wieder kommt ein Wagen mit einer anderen Aufschrift. Darüber klebt im verblaßten Weiß ein polnischer Adler. Ein Kreuz ist auf seine Schwingen gemalt worden. Darunter aber „Deutsches Reich".

Drei Wagen, drei geschichtliche Ereignisse, drei Wendepunkte im Schicksal Europas. Die Güterzüge rollen diese Erinnerungen an die kurze Vergangenheit Tag für Tag über die Gleise. Von Ost nach West, von Nord nach Süd. Sie sind in immer lebendiger Bewegung wie die Geschichte selbst. Drei Verbrechen von Versailles wurden ausgelöscht, der Zug der Geschichte hat neue Aufgaben. Er rollt gegen den Feind ...

Man steht auf dem Bahnsteig und blickt den Wagen nach. So begegnet einem die Vergangenheit auf Schritt und Tritt. Sie erinnert an den Kampf um die Freiheit des Vaterlandes, an die Heimkehr von sechs Millionen Volksgenossen der Ostmark und der Million des Sudetenlandes, sie erzählt mit diesen dunkelroten Güterwagen von dem heldenhaften Feldzug der 18 Tage auf den Schlachtfeldern Polens.

Manchmal winken Soldaten von diesen Güterwagen herüber. Die Wagen, die einst die polnischen Divisionen nach Berlin tragen sollten, bringen nun deutsche Kämpfer an ihren Kampfplatz.

Güterzüge rollen durch das Land. Sie tragen die Geschichte der letzten zwei Jahre mit sich. Drei Siege, dreimal Freiheit!

Tim.

Ausbildung und Einsatz der Volkspflegerin.

Ein Beruf für unsere Mädchen.

Die Umwandlung der früheren Wohlfahrtspflege zur Volkspflege im nationalsozialistischen Staat gibt der sozialen Arbeit einen neuen Inhalt und neue Aufgaben. Gerade hier werden Frauen gebraucht, die sich mit ihren mütterlichen Eigenschaften ganz in den Dienst des Volkes stellen und in diesem Berufe eine Erfüllung ihres Frauentums finden. Die Volkspflege will unter dem Gesichtspunkt der Erbpflege die gesunden Teile des Volkes gesund erhalten. Die beste Grundlage für ihre Berufsarbeit findet die künftige Volkspflegerin in der hauswirtschaftlichen Ausbildung. Sie muß imstande sein, einen Haushalt selbständig zu führen. Es genügt praktische Betätigung unter guter Anleitung im elterlichen oder fremden Haushalt. In der Regel ist der Reichsarbeitsdienst vor der Ausbildung abzuleisten.

Darüber hinaus ist allen künftigen Volkspflegerinnen dringend eine krankenpflegerische Ausbildung zu empfehlen, für eine spätere Betätigung in der Gesundheitsfürsorge ist die mindestens einjährige Tätigkeit in einer anerkannten Säuglingspflege- oder Krankenpflegeschule unerläßlich. Nach zweijährigem Besuch der Volkspflegeschule und nach dem Berufspraktikantenjahr erfolgt die Anstellung der Volkspflegerin.

Beilage zu Nr. 137 der „Brockauer Zeitung“
Donnerstag, den 16. November 1939

Die Insel der Verbannten

ROMAN VON EVA WENDORFF

Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin NW 7

19] Nachdruck verboten

Viel wichtiger erschien es ihm, daß Vera hier war, und er überlegte, wie er auf irgendeine Weise mit ihr feiern könnte. Natürlich nicht allein — das schien ihm trotz aller solange geübter Beherrschung immer noch zu gefährlich. Aber er wollte auch keine große allgemeine Geburtstagsfestlichkeit haben, wie sie sonst begangen wurde, wenn der Professor eingeweiht war. Dann waren alle abends festlich gekleidet im Gemeinschaftsraum versammelt, es gab irgendein besonders ausgewähltes Essen, dazu ein paar Flaschen Mosel. Und wenn man Lust hatte, wurde noch getanzt.

Die ersten Male, im Frühjahr und Sommer, waren diese Feiern recht net gewesen. Aber in den letzten Wochen hatte niemand, der Geburtstag hatte, mehr Lust gezeigt, den Tag in dieser Weise zu begehen, und hatte ihn lieber sang- und klanglos verstreichen lassen.

Raimund Haager überlegte. Er kannte ja jetzt die Quelle, wo es den köstlichen Lebens- und Vergessenstrank gab, der ihm neulich so wohlgetan hatte; daß er am nächsten Morgen an entsetzlichen Kopfschmerzen litt und wie zerschlagen war, spielte keine Rolle. Er besaß Geld genug, um sich reichlich von diesen Genüssen zu verschaffen. Er würde ein paar Leute dazu einladen, nur ganz wenige, die ihm wirklich sympathisch waren.

Aber wo, wo sollte er feiern? Der Gemeinschaftsraum kam nicht in Frage, dort konnte man nicht allein sein. Aber auch sein Zimmer war nicht der geeignete Ort, es lag mitten im Gebäudekomplex, und jeder Lärm, der späte Lichtschein wären unangenehm aufgefallen.

Blieb nur sein Arbeitsraum drüben auf der Moskitostation. Aber der war auch ausgezeichnet! Für eine heimliche Feier wie geschaffen. Und Raimund, beschwingt und froh wie seit langem nicht, begann sogleich in aller Stille seine Vorbereitungen zu treffen.

Es war lange nach dem Abendessen, fast zehn Uhr, als nach und nach ein paar fest verhüllte Gestalten sich geräuschlos aus dem Haupthause stahlen, um sich gegen den heulenden Sturm zur Moskitostation durchzukämpfen.

Günther Kunze war der erste, der drüben anlangte. Er war, wie meist in den letzten Tagen, in einer wilden, verzweifelten Stimmung. Ohne eine Einladung abzuwarten, stürzte er sofort ein Glas Kognak hinunter. Zufrieden betrachtete er die Batterie der aufgefahrenen Flaschen und Gläser. „So ist's recht, Haager! Heute wird wieder mal gesoffen! Nur — die Mädels hätten Sie dazu nicht einladen sollen. Die stören bloß!“

Raimund gab keine Antwort, er horchte gespannt hinaus — würde Vera wirklich kommen? Da klappte schon draußen die Tür, gleich darauf standen Vera und Tutti sturmzerzaust, mit geröteten Wangen, im Zimmer und begrüßten lachend, ein wenig verlegen, die beiden Kollegen. Unter so eigenartigen Umständen war man noch nie beisammen gewesen, das war endlich etwas Neues!

Gleich darauf wurde auch Walter Jansen von einer neuen, heftigen Sturmböe hereingeweht, nur mühsam gelang es ihm, die hin und her schlagende Tür wieder ins Schloß zu werfen.

Nun war die kleine Tafelrunde vollzählig versammelt. Raimund Haager trug die Konserven auf, die er unter einem Vorwand Frau Armbrecht abgekauft hatte. Oelsardinen, Rollmops in Remoulade, Seelachs und Gabelbissen. Das Brot dazu hatte er einfach vom Abendbrottisch mitgenommen. Ein paar kleine Teller und Gabeln kamen zum Vorschein, dazu Papierservietten. Er hatte an alles gedacht und wurde lachend und ausgiebig für seine Umsicht gelobt.

Günther Kunze bestimmte die Reihenfolge der Getränke und schenkte selbst ein. Das Ungewohnte der Situation, die Heimlichkeit der ganzen Zusammenkunft, das Heulen des Sturmes draußen, der ihnen nichts anhaben konnte — das alles schuf eine Atmosphäre der Behaglichkeit und Vertrautheit, die einen ganz eigenen Reiz besaß. Die pikanten Speisen, die scharfen Getränke ließen bald die Gesichter tiefer glühen, die Augen heißer leuchten; das enge Beisammensein in dem kleinen überheizten Raum, an diesem primitiven Tisch schuf ein Gefühl der Wohligkeit, der Gelöstheit, wie es alle fünf schon lange nicht mehr gekannt hatten.

Raimund Haager sah Vera an, heute saß sie neben ihm. Es gab keine Kollegin Linke zwischen ihnen. Eben hatte sie über einen Scherz Günther Kunzes laut und herzlich gelacht. Ihre Wangen waren gerötet, das glatte Haar, von Henrichs frisch geschnitten, legte sich wie ein dichter Kranz um ihre Stirn, aus dem spitzen Ausschnitt ihres blaugrünen Kleides stieg der schlanke Hals, um den sich eine Bernsteinkette schlang — ach, sie war reizender als je.

Er hob sein Glas und trank ihr zu; durch seinen Trinkspruch rief er sich gewaltsam zur Besonnenheit zurück. „Auf Ihren Verlobten, Fräulein Liebich, auf Doktor Ludwig Holand. Möge er viele Kranke heilen, viele Moskitos unschädlich machen — ein noch größerer Forscher werden, als er schon ist! Prosit!“

Sie stießen an mit ihren plumpen Gläsern, die Frau Berneck hergeliehen. Es tönte dumpf und klanglos. Tutti lachte herzlich ohne weiteren Anlaß. Anscheinend hatte sie schon einen kleinen Schwips. In ihrem schwarzen, glänzenden Seidenkleid, mit dem großen schneeweißen Kragen und den breiten Aermelaufschlägen sah sie allerliebst aus.

Walter Jansen, der ihr gegenüber saß, mußte sie immerfort ansehen. Wie lustig konnte sie sein, wie hübsch war sie! War ihr kühles, zurückhaltendes Wesen immer nur Maske? Ach, das hätte er wissen sollen, dann hätte er sich ihr längst genähert, er wäre vielleicht jetzt ebenso glücklich wie sein Bruder Herbert — nein, noch viel glücklicher...

Günther Kunze brachte den Trinkspruch auf das Geburtstagskind in launigen Worten aus. Nicht nur mit Moskitos und ähnlichem Getier sollte Raimund Haager Erfolg haben — nein, auch mit so allerliebsten bunten Faltern, wie es sie auch auf dieser ödesten aller Inseln glücklicherweise gab.

Alle lachten, wieder stießen sie an. Raimund, in gehobener, festlicher Stimmung, versuchte Vera in die Augen zu sehen, als er ihr zutrank. Sie erwiderte seinen Blick, aber in ihren Augen stand auch heute trotz ihres heiteren Gelächters ein Ausdruck von Besorgnis. Enttäuscht ließ er sein Glas sinken; kamen ihre Gedanken auch in dieser Stunde nicht von Brasilien los? Ach, er selbst hatte heute abend schon fast vergessen, daß es für ihn doch nichts zu hoffen gab...

„Kein Kognak mehr! Was soll das heißen?“ rief Günther Kunze. Er hatte die Flasche umgeworfen, ein Rest der gelben Flüssigkeit tropfte auf den Fußboden. „Wollen Sie uns verdursten lassen, Haager?“

Raimund war sofort aufgesprungen. „Ich hole noch einmal!“ Und da Kunze ihn zurückdrängen wollte, sich erbot, selbst zu Berneck zu gehen, schob er den Kollegen kurzerhand beiseite. „Nein, nein, lassen Sie mich nur, ich will selbst wählen! Vielleicht bekomme ich auch Kaviar, darauf hätte ich gerade Appetit!“ Und schon war er in die Nacht hinaus verschwunden. Krachend schlug der Sturm die Tür hinter ihm zu.

Günther Kunze sah auf die Uhr; es war kurz vor Mitternacht. „Gleich ist der Geburtstag zu Ende! Und unser guter Haager marschiert stark auf die dreißig zu!“ stellte er scherzend fest.

Aber er schien sichtlich beunruhigt durch die Abwesenheit des Kollegen. Bald sprang er auf, murmelte etwas von „nach dem Wetter sehen“ und war hinausgeeilt.

Die anderen drei saßen ein wenig ratlos vor dem verwüsteten Tisch. Die Konservendosen waren fast geleert, Brotstückchen, zerknüllte Servietten lagen herum, noch immer tropfte der zähflüssige Kognak langsam auf den Fußboden. Tutti stand auf und sah sich suchend nach einem Wischlappen um.

In diesem Augenblick ertönte in nächster Nähe ein halb unterdrückter Aufschrei. Erschrocken waren auch Walter Jansen und Vera aufgesprungen. War das nicht Günther Kunzes Stimme? Aber der Ruf kam doch nicht von draußen — wo war er, was war nur geschehen?

Alle drei stürzten zur Tür; jetzt hörten sie deutlich, wie Kunze, jetzt halblaut, unaufhörlich fluchte. Die Stimme kam aus dem Moskitoraum. Ohne weiteres Besinnen riß Tutti die Tür auf, alle drei stürzten herein.

„Draußen bleiben, draußen bleiben! Tür zu, sofort!“ schrie Kunze. Aber noch hatten sie nicht begriffen, was vor sich ging, sie blieben einen Augenblick wie erstarrt stehen.

Ein leises Summen tönte unter der großen Lampe, die hell in der Mitte des Zimmers hing, und unter dieser Lampe schwebte eine Wolke von Moskitos! Sie schwirrten weiter, breiteten sich im Zimmer aus — Vera spürte auf einmal einen leichten Stich auf ihrem bloßen Halse, jetzt einen zweiten am Fußknöchel. Auch Tutti und Walter Jansen griffen sich plötzlich an den Kopf, an die Beine, sie begannen um sich zu schlagen, ebenso wie Günther Kunze, der mitten im Zimmer mit dem Mückenschwarm kämpfte.

Jetzt erst kam Vera eine Ahnung von der furchtbaren Gefahr, in der sie alle sich befanden.

„Die Moskitos! Hilfe! Hilfe!“ Mit einem lauten Schrei stürzte sie hinaus.

In dem engen Korridor stieß sie auf Raimund Haager, der mit zwei kleinen Paketen in der Hand eben von draußen gekommen war. Mit einem einzigen Blick hatte er die Situation überschaut.

Hier hieß es jetzt: retten, was noch zu retten war!

Blitzschnell, ohne ein Wort, übergab er Vera die Pakete und drängte sie nach rechts in den Arbeitsraum. Tutti, Walter Jansen und Kunze, die Vera nachgestürmt waren, schob er ebenfalls hinein, wobei er seine rasch abgerissene Mütze benutzte, die etwa mitschwirrenden Moskitos abzuschlagen. Er schlug die Tür hinter ihnen zu.

Dann ging er ohne weiteres Besinnen in den Moskitoraum und legte so rasch als möglich seine Schutzhüllen an. Freilich glaubte er dabei schon zu spüren, wie hier am Halse, dort am Handgelenk ein Insekt sich festgesaugt hatte. Mit seinem Fangnetz hatte er rasch die kopflos taumelnden Tiere eingefangen und sie in ihren Käfig zurückgebracht.

Dann stand er, schwer atmend, mit hängenden Armen mitten im Zimmer. Seine Gedanken jagten. Jetzt, da das Nächstliegende getan war, wurde er sich erst der Tragweite des Geschehens bewußt.

Die Moskitos waren eingefangen — aber sie waren alle fünf gestochen worden! Darüber bestand kein Zweifel. Gestochen von infizierten Moskitos. Von Gelbfieberträgern, die mit ihrem Stich unweigerlich die Krankheit übertrugen. Wahrscheinlich — nein, sogar sicher, würden sie alle krank werden, Vera, Tutti, Kunze, Jansen und er selbst... zwei oder drei von ihnen würden voraussichtlich sterben... die übrigen leidend bleiben.

Er konnte nicht weiter denken, sein Kopf brannte, er drohte zu zerspringen unter dem Ansturm der entsetzlichen Gedanken. Raimund Haager löschte das Licht und ging mit wankenden Knien hinüber zu den anderen. Es war ihm unmöglich, noch länger allein zu sein.

Er trat in sein Arbeitszimmer. Aufgeregtes Sprechen, erstickte Ausrufe tönten ihm schon im Korridor entgegen. Auch den vieren dort drinnen schien es klargeworden zu sein, was eigentlich geschehen war, es war keine Gefahr mehr, in der sie schwebten — nein, das Unheil hatte schon zugegriffen und hielt sie alle umklammert.

Tutti und Vera saßen niedergebrochen, eng umschlungen, zitternd am Tisch, sie starrten geradeaus und murmelten nur immerfort halblaute, sinnlose Worte. Am Fenster stand Walter Jansen und trommelte unter Verwünschungen mit beiden Fäusten einen wilden Marsch auf dem Fensterbrett, Günther Kunze aber rannte wie ein Irrsinniger in dem engen Raum auf und ab, unaufhörlich fuhr er durch sein dichtes zerwühltes Haar und stieß dabei die furchtbarsten Selbstanklagen aus.

„Da sind Sie ja, Haager“, rief er und blieb einen Augenblick vor Raimund stehen. Er faßte ihn an den Schultern und schüttelte ihn. „Auch gestochen, nicht wahr? Dachte ich mir — nun hat es uns alle fünf erwischt, wir haben es nicht mehr weit! Und wer hat das alles angerichtet — ich, ich!“

Er ließ Raimund los, um sich selbst mit der geballten Faust vor die Stirn zu schlagen.

„Wie... ist denn das gekommen, Kunze?“ fragte Raimund stammelnd. Außerstande, sich noch länger aufrecht zu halten, ließ er sich neben Vera auf einen Stuhl fallen. „Ich verstehe das nicht...“

Wieder unterbrach Kunze für einen Augenblick seine verzweifelte Wanderung. Er lachte höhnisch auf. „Wie das gekommen ist? Furchtbar einfach! Ich wollte mir ein paar Moskitos verschaffen, für Versuche, heimlich natürlich... Der Alte wollte es ja nicht, und Sie hätten mich ja auch nicht an Ihre Viecher rangelassen... Da, in der Aufregung und Eile habe ich wohl die Schleuse abgerissen, auf einmal war die ganze Gesellschaft draußen...“ Er rannte weiter, blieb aber gleich wieder stehen. „Wir werden alle krank, alle... in ein paar Tagen schon wird es uns schütteln, das Fieber... und ein paar von uns werden sterben —, nur ich natürlich nicht, und ich bin an allem schuld —, aber ich bleibe übrig, als Mörder — als Mörder!“

„Hören Sie auf, Kunze!“ rief Raimund unwillig. „Was nützen uns jetzt die Anklagen. Es ist eben ein Unglück geschehen. Mit solchen Zwischenfällen muß man rechnen in unserem Beruf! Wir wollen jetzt lieber überlegen...“

„Nichts gibt es mehr zu überlegen, Haager!“ schrie Kunze und hielt wieder für eine Sekunde inne. „Gar nichts! Es gibt ja kein Heilmittel — nicht mal richtige ärztliche Hilfe auf dieser verwünschten Insel. Da gibt es nur noch eins: Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt! Und ich ... ich trage die Schuld an allem!“

Er blieb mitten im Zimmer stehen und riß an seinem Kragen, als müsse er ersticken. „Ich halte es nicht mehr aus!“ Und ehe einer der anderen ihn hindern konnte, war er aus dem Zimmer, er hatte die Tür hinter sich zugeschlagen und war in die Nacht hinaus verschwunden. Ein Aufheulen des Sturmes begleitete das Oeffnen und Schließen der Haustür.

Raimund Haager war aufgesprungen. „Wir müssen ihm nach! Er tut sich etwas an. Kommen Sie, Jansen!“

Die beiden wollten ebenfalls hinaus, aber da standen Vera und Tutti plötzlich neben ihnen. Vera, völlig selbstvergessen, umklammerte Raimunds Arm. „Mich jetzt nicht allein lassen, bitte, bitte — es ist furchtbar“, stammelte sie.

Raimund zögerte. Er sah Veras große Augen angstvoll und flehend auf sich gerichtet. „Dann kommen Sie mit!“ entschied er kurz.

Hastig hatten alle vier ihre Mäntel ergriffen und standen gleich darauf, vom Sturm geschüttelt, vor der Haustür. Ratlos sahen sie sich um. Von Günther Kunze war nichts zu sehen, es war stockfinster, der Sturm heulte, tot und dunkel lagen alle Stationen, schwarz und still ragten drüben die Umrisse der Wohnräume. Ein einziges Fenster war noch erhellt — das Arbeitszimmer des Professors.

Tutti, von einem plötzlichen Einfall getrieben, ergriff Veras Arm und strebte auf diesen Lichtschein zu. „Komm, Vera, wir gehen zum Chef! Er muß uns helfen — eine Einspritzung machen, nach Hamburg telephonieren —, irgend etwas!“

Aber Raimund Haager hielt sie zurück. „Nein, nein, nicht zum Chef! Er kann uns auch nicht helfen — er erschrickt ja zu Tode, wenn wir ihn mitten in der Nacht überfallen — mit so einer Nachricht! Lieber wollen wir nach Kunze suchen.“

Tutti lachte verächtlich auf. „Glauben Sie, daß wir dem helfen können? Der reißt uns höchstens noch weiter mit in sein Unglück, stürzt uns mit ins Meer oder erschießt uns, wenn wir ihm nachlaufen.... Nein, nein, den lassen Sie nur, reisende Leute soll man nicht aufhalten!“

Fortsetzung umseitig

Die Insel der Verbannten

ROMAN VON EVA WENDORFF

Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin NW 7

20] Nachdruck verboten

Mit einem Schlag vor eine furchtbare Wirklichkeit gestellt, war Tutti, dieses sonst so ruhige Mädchen, völlig aus dem Gleichgewicht geraten. Erbitterung und Zorn über den Urheber ihres Unglücks trieben sie zu Aeußerungen, die ihr sonst nie gekommen wären. Und da Vera auf Raimunds Worte hin Tuttis Arm losgelassen hatte und zögernd stehengeblieben war, fuhr sie die Freundin an: „Du willst nicht mit? Dann geh' ich allein zum Chef, du kannst bei deinem Mücken-Fachmann bleiben, zu dem gehörst du ja doch!" Und zornig, mit raschen Schritten, ohne sich noch einmal umzusehen, rannte sie, vom Wind getrieben, mit raschen Sprüngen über den weiten Platz.

Walter Jansen stand einen Augenblick zögernd; da aber Raimund schweigend vor sich hinstarrte, lief er Tutti Andermatt nach. Man konnte sie jetzt nicht allein lassen ... und Günther Kunze würden sie ja doch nicht finden ... ihm war wahrscheinlich doch nicht zu helfen.

Raimund und Vera standen stumm nebeneinander. Vera war bei Tuttis letzten Worten eine heiße Röte ins Gesicht gestiegen; trotzdem hatte sie keinen Augenblick gezögert, an Raimunds Seite zu bleiben.

In seinem verstörten Gesicht leuchtete es auf. Kurz entschlossen zog er Veras Arm durch den seinen und kämpfte sich mit ihr gemeinsam durch den Sturm, zurück zu den Stationen, aus dem Gebäudekomplex hinaus, dem westlichen Deich zu.

„Er wird ans Meer gelaufen sein", erklärte er mit Bestimmtheit. „Wahrscheinlich irrt er dort auf dem Deich herum. Wir werden ihn schon finden. Kommen Sie, Vera."

Endlich hatten sie, indem sie sich fest aneinander hielten, den Deich erstiegen. In der Finsternis dehnte sich vor ihnen das Watt, dunkel und glanzlos, weit hinten erst erscholl das Rauschen der Wogen.

Raimund schlug sich vor die Stirn. „Es ist ja Ebbezeit. Daß ich daran nicht gedacht hatte! Nein, hier kann er nicht sein. Also zurück."

Sie machten kehrt — der Sturm packte sie jetzt von hinten. Vera spürte, wie sein eiskalter Hauch alle Hüllen durchdrang. Er trieb sie förmlich den Deich hinunter; Raimund glitt aus, er mußte Veras Hand loslassen und wäre fast gestürzt. Unten stand er aber sogleich wieder aufrecht und fing Vera, die jetzt tastend abwärts ging, in seinen Armen auf.

Er konnte sich nicht dazu überwinden, sie sogleich wieder loszulassen, er hielt sie an sich gedrückt und Vera rührte sich nicht, sondern blieb still an seiner Brust liegen.

Plötzlich wurde ihm klar, wie verzweiflungsvoll ihre Lage war. Schlimmes stand ihnen bevor, Schreckliches — vielleicht das Ende! Ein wilder Trotz gegen das Schicksal überkam ihn, er riß Vera noch fester an sich, er preßte seine Lippen auf die ihren. Und sie wehrte ihm nicht.

Bis eine neue heftige Sturmböe beide fast ins Wanken brachte. Sie wurden förmlich mit Gewalt dem Innern der Insel wieder zugetrieben. Raimund hatte seinen Arm um Veras Schultern geschlungen — so, eng aneinandergepreßt, gingen sie wortlos vorwärts, in die Dunkelheit hinein.

Da schimmerte unmittelbar vor ihnen Licht auf. Mit einem Schlage waren sie im Windschutz. Sie waren an ihrem Ausgangspunkt angelangt, standen wieder vor der Moskito-Station, bei ihrem jähen Aufbruch vorhin hatten sie nicht daran gedacht, das Licht auszuschalten. Raimund zog Vera rasch entschlossen hinein in sein Arbeitsreich. „Komm, hier bleiben wir! Wir können Kunze jetzt doch nicht finden. Wir müssen warten, was der Morgen bringt!"

Vera nickte wortlos. Sie war wie in einem Traum. Eine tiefe Verzauberung war über sie gekommen. Zuerst der tödliche Schrecken, die entsetzliche Angst, die sie hier vorhin neben Tutti geschüttelt hatte — und jetzt war plötzlich in ihr ebenso wie in Raimund ein verzweifelter Trotz aufgestanden. Wenn schon das Furchtbare da war, wenn sie ihm nicht mehr entgehen konnten — dann hatten auch Bindungen, Versprechungen und Schwüre keine Bedeutung mehr. Sie und Raimund waren als Schicksalsgefährten in dieser Stunde zusammengeschmiedet worden — sie gehörten zueinander, nichts konnte sie trennen — wahrscheinlich nicht einmal der Tod —, denn wie leicht konnte es sein, daß sie zusammen durch das dunkle Tor gehen würden.

Erschauernd in diesem Gedanken, gegen den sich ihr sehnsüchtiger Lebenswille verzweifelt wehrte, klammerte Vera sich in hilfloser Hingegebenheit an den Schicksalsgenossen. Raimund war auf einen Sessel niedergesunken, er hielt Vera auf seinen Knien, sie hatte die Arme um seinen Hals gelegt. Und wortlos küßten, streichelten und liebkosten sie einander, wieder und wieder, stumm sahen sie sich in die Augen mit Blicken, in denen eine wilde Lebenslust urplötzlich aufsprang, hinter der schon der Todesschrecken lauerte.

„Liebste, Liebste du!" — „Raimund, Geliebter!" Das war alles, was sie minutenlang stammelnd einander zuflüstern konnten. Und endlich begann Raimund zu sprechen, endlich löste sich der Bann, in den er sich Monate hindurch künstlich hineingezwungen hatte.

Den Mund fest an ihr Ohr gepreßt, sprach er ihr jetzt von seiner Leidenschaft; die Worte strömten ihm in der Stille der Nacht, in der Einsamkeit dieses Zimmers, ungehemmt und mühelos zu. Oh, wie wohl das tat, endlich, endlich alles sagen zu dürfen, da es keine Hemmungen, keine Bedenken mehr gab.

„Ich liebe dich, Vera, ich habe dich immer geliebt, schon als ich dich zum ersten Male sah, damals wußte ich es, daß du mein werden würdest. Oh, du Süße, Uebermütige und Sanfte, du Kluge, Törichte, Verdorbene und Reine — du leuchtender Strahl, tanzendes Licht, du sprühendes Leben! Weißt du, was du mir bist?"

Und da Vera lächelte, berauscht durch seine Worte, überwältigt durch seine Liebkosungen den Kopf schüttelte, zog er sie fest in seine Arme. Sie ließ es willenlos geschehen und schloß die Augen. Und wieder drang die werbende, betörende Stimme an ihr Ohr und bestürmte sie weiter „Mein bist du, Vera, mein alles, mein Kleinod — keinen Menschen auf der Welt will ich kennen und sehen — nur dich! Du mußt bei mir bleiben, Vera, jetzt kann uns nichts mehr trennen. Du wirst mit mir gehen ... bis ans Ende der Welt! Willst du?"

Vera gab sich jetzt keine Mühe mehr, ihr jäh aufgesprungenes Gefühl, die erwachte wilde Lebenslust zu bändigen. Ihre Hände wühlten sich in sein dichtes, braunes Haar, ihre Finger glitten kosend durch die seidigen Strähnen wieder und wieder. „Oh, du Geliebter, unvernünftiger Mensch du! Wo hast du nur gelernt, solche Worte zu brauchen? Wie kommst du nur dazu, plötzlich zu streicheln und zu schmeicheln wie ein Don Juan und zugleich Augen zu machen wie der reinste Unschuldsengel! Oh, ich hätte nie gedacht, daß du so durchtrieben sein kannst!"

Beide lachten leise und glücklich und sahen einander strahlend in die Augen. Aber dann wurde Raimund mit einem Schlage ernst. Er riß Vera aufs neue fester an sich und bedeckte ihren Mund, ihre Wangen, ihre Stirn und ihr Haar mit Küssen.

„Vera", flüsterte er, „Vera, du bist mein. Heute bist du mein. Weiter dürfen wir nicht denken. Was wird morgen sein?"

„Nicht sterben, oh, ich will nicht sterben!" rief Vera plötzlich. Sie löste sich aus seinen Armen und sprang auf. „Gibt es denn wirklich keine Rettung, keine Hilfe für uns?" Und da Raimund, noch ganz benommen von dem eben durchlebten, überwältigten Ausbruch, betreten schwieg, drängte sie sich aufs neue an ihn, faßte seine Schultern, wie um ihn zur Besinnung zu bringen. „Ueberlege doch, Raimund, ich bitte dich! Ich will doch leben, leben mit dir, Raimund!"

Jetzt kam neue Energie in Raimund Haager. „Du willst mit mir leben, Vera? Als meine Frau?"

„Ja, ja", hauchte sie mit geschlossenen Augen. „Das will ich — wenn wir beide ... wenn nicht die Krankheit ..." Sie brach ab.

„Und ... Ludwig Holand?" Raimund konnte nicht anders; er mußte auch jetzt in dieser Stunde den Namen des Mannes aussprechen, der so lange zwischen ihm und seinem Glück gestanden hatte.

Vera verzog schmerzhaft das Gesicht. „Ludwig — er gehört ja nicht hierher. Ich weiß nicht, ich glaube, er liebt mich gar nicht mehr ... Und was weiß er davon, was wir heute durchmachen. Nein, nein, Raimund, wir gehören zusammen!"

Und aufs neue warf sie sich, Schutz und Halt suchend, zitternd vor Leidenschaft, Angst und Erregung in seine Arme.

11.

Professor Aichinger hatte an diesem Abend noch lange gearbeitet. Die gesamte Geschichte der bisherigen Gelbfieberforschung ging er an Hand der Zeitschriften, Berichte und Veröffentlichungen noch einmal durch: von jenen Tagen an, da man hilflos dem Uebel gegenübergestanden hatte, das oft halbe Städte entvölkert, ganze Schiffsmannschaften vernichtet hatte — zu jener Zeit, da man endlich den Moskito als Ueberträger entdeckt und mit der Moskito-Bekämpfung zugleich die Macht der Krankheit in weiten Gebieten gebrochen hatte —, dann hatte man vergeblich nach dem Bazillus geforscht und endlich herausgebracht, daß ein filtrierbares Virus, mit anderen Worten ein unsichtbares, unfaßbares Etwas der Urheber dieser Krankheit war. Und endlich, nach vielen vergeblichen Tierversuchen hatte man entdeckt, daß der Rhesus-Affe, ähnlich wie der Mensch, auf die Ansteckung reagierte. Und seitdem war die Möglichkeit da, aus dem Affenblut ein Serum zu gewinnen, das auch den Menschen schützte. Nur — daß es so schwer war, die Möglichkeit Wirklichkeit werden zu lassen, das hätte er nicht gedacht.

Ob er es noch erleben würde, daß die unheilvolle Krankheit, die ihm seine Lebensgefährtin geraubt hatte, endlich ihren Meister fand?

Es hatte schon Mitternacht geschlagen, als Aichinger begann, seine Bücher und Hefte für heute beiseite zu legen. Da hörte er plötzlich im Nebenraum, wo seine Medikamente aufbewahrt waren, ein Geräusch. Aufmerksam horchte er. Hatte nicht die Tür leise geklappt? Ging dort nicht jemand behutsam durch das Zimmer?

Entschlossen riß er die Tür weit auf, so daß das volle Licht aus seinem Arbeitszimmer den kleinen Raum mit erfüllte. „Wer ist da?" rief er laut mit seiner dröhnenden Stimme.

Mitten im Zimmer stand Günther Kunze, sein Assistent. Sein Haar war zerwühlt, sein Gesicht rot und fleckig, und die Augen irrten verstört umher. Die linke Hand, in der er etwas zu verbergen suchte, hielt er krampfhaft im Rücken. „Ich bin es, Herr Professor!" stammelte er. „Ich habe ... ich wollte mir ... ich hatte so starke Kopfschmerzen und wollte mir ... etwas Pyramidon ..."

Aichinger schüttelte den Kopf. „Warum schleichen Sie denn hier herum, da Sie doch sehen konnten, daß ich noch auf bin?"

Günther Kunze gab keine Antwort. Er wollte lautlos durch die rückwärtige Tür verschwinden. Aber mit zwei großen raschen Schritten war Professor Aichinger neben ihm und zog seinen linken Arm nach vorn. „Was haben Sie denn da, Kunze?"

Verwundert betrachtete er das kleine Instrument, das er dem Verstörten entwunden hatte — die Morphium-Spritze ... „Was soll das heißen, Kunze?" Drohend und fragend zugleich sah er auf seinen Assistenten.

„Ich sagte ja schon, Herr Professor ... ich hatte Schmerzen — eine Einspritzung, dachte ich, würde mir guttun, da habe ich ..."

Stirnrunzelnd hob Aichinger die Spritze gegen das Licht. „Und da dringen Sie heimlich hier ein? Sie entwenden mir, ohne zu fragen, mein Instrument ...? Sie nehmen eine Quantität Morphium, die genügen würde, um zwei Patienten vom Leben zum Tode zu befördern? Ich denke, Sie sind Arzt, Kunze?"

Aber plötzlich, nachdem er nochmals das verstörte Gesicht seines Assistenten, seine verzweifelten Augen gesehen, kam ihm eine Ahnung. „Oder", er senkte die Stimme, „taten Sie das vielleicht gerade deshalb ... weil Sie Arzt sind, Kunze? Weil Sie wußten ..."

Jetzt, da Aichinger ihm die Spritze entrissen hatte, da er keine Möglichkeit mehr sah, unbemerkt mit seinem Raub zu entkommen, gab Günther Kunze den letzten Rest von Selbstbeherrschung auf. „Ja, weil ich wußte, daß man auf diese Weise leicht und sicher stirbt, darum nahm ich die Spritze! Und wenn Sie wüßten, was ich weiß, Herr Professor, Sie würden mich verstehen. Sie würden sie mir vielleicht sogar wiedergeben!"

Aichinger fühlte seinen Zorn schwinden — er sah, hier stand ein Mensch in tiefster Verzweiflung und Ratlosigkeit vor ihm, den irgendein furchtbares Ereignis völlig verstört haben mußte. Er ergriff seinen Assistenten am Arm und zog ihn in sein Arbeitszimmer hinüber und drückte ihn sanft, aber energisch in eine Ecke des Ledersofas. „Also: was ist eigentlich passiert, Kunze?" fragte er begütigend.

„Passiert?" brach Günther Kunze los. „Oh, nichts weiter, als daß eine Zucht Moskitos ausgebrochen ist — durch meine Schuld — und wir sind alle gestochen worden: die Liebich, die Andermatt, Jansen, Haager und ich!"

Jetzt verlor auch Professor Aichinger mit einem Schlage seine Ruhe. Er sprang auf, seine Stirn rötete sich, seine Faust fiel schwer auf den Tisch. „Das ist doch nicht möglich, Kunze!" schrie er, ganz ohne Beherrschung. „Das kann doch nicht sein, jetzt mitten in der Nacht! Herrgott, sind Sie wahnsinnig, oder bin ich verrückt geworden?"

„Nein, nein, es ist wahr, Herr Professor. Alles wahr", murmelte Günther. Ihn überkam nach der entsetzlichen Erregung der letzten halben Stunde plötzlich eine tiefe Erschöpfung. Sein Kopf fiel schwer gegen die Sofalehne.

In diesem Augenblick, da Aichinger ratlos mitten im Zimmer stand, klopften erregte Hände heftig an die Außentür.

„Aufmachen! Um Gottes willen, aufmachen!" rief eine helle Mädchenstimme.

Mit schweren Schritten ging der Professor zur Tür und riß sie auf. Ein Windstoß trieb Tutti Andermatt förmlich ins Zimmer hinein, sie flog auf den Chef zu und umklammerte seinen Arm. „Helfen Sie uns doch, helfen Sie!" rief sie mit angsterstickter Stimme.

Hinter ihr war Walter Jansens bleiches, verstörtes Ge[illegible]tauch. Stumm trat der Chemiker näher. Er hielt sich mit sichtlicher Anstrengung aufrecht. „So ein Pech, Herr Professor, so ein entsetzliches Unglück. Ich weiß nicht, was werden soll", murmelte er und ließ sich neben Günther Kunze auf das Sofa fallen.

Professor Aichinger versuchte seine Gedanken zu ordnen, die im wilden Taumel in seinem müden Kopfe kreisten. Da waren drei junge Menschen — nein, fünf —, die seiner Obhut anvertraut waren, in Gefahr, so sehr, daß man auf das Schlimmste gefaßt sein mußte. Zu ihm kamen sie — aber konnte er helfen? Gab es Hilfe — jetzt in diesem Augenblick? Und — wo war Haager? Wo die kleine Liebich? Sie durften nicht sich selbst überlassen bleiben, jetzt in dieser Stunde. Vielleicht würden sie, wie Günther Kunze vorhin, versuchen ...

„Wo sind — die beiden anderen?" fragte er mit schwerer Zunge.

Betreten schwiegen die drei. Tutti fühlte heiße Röte der Scham aufsteigen, weil sie, anstatt Kameradschaft zu üben, die Freundin noch beschimpft hatte. „Wahrscheinlich — im Moskitohause!" murmelte Walter Jansen endlich. „Die anderen Stationen sind ja alle geschlossen. Da können sie nicht sein. Und sonst ..."

(Fortsetzung folgt)

Lies Dein Heimatblatt, die Brockauer Zeitung

Bestellungen werden in der Geschäftsstelle und von den Zeitungsboten jederzeit entgegengenommen.

Das sichere Alibi / Von Heinrich Hardt

Die Nachricht von dem neuen schweren Bankraub lief von Mund zu Mund: Es war der dritte Einbruch innerhalb von zwei Monaten . . . Es war noch früh am Morgen, und es fiel ein durchdringender Sprühregen, aber die Menschen standen wie eine Mauer vor den verschlossenen Toren.

„Die Polizei ist schon drin", berichtete eine alte Zeitungsfrau mit wichtiger Miene. „Aber da werden sie den Einbrecher nicht finden, der ist längst fort — ich selbst habe ihn gesehen, wie er aus der kleinen Seitentür dort herauskam; das mag so um ein Viertel vor sechs gewesen sein."

Ein untersetzter Mann in einem gelben Gummimantel trat schnell auf die Frau zu. „Ist das wahr, was Sie da schwatzen?" fragte er begierig. „Wie sah der Mann denn aus?"

„Ich würde ihn bestimmt wiedererkennen", antwortete die alte Frau, „schon daran, daß er ein bißchen schielte."

„Na, dann kommen Sie mal mit! Möglich, daß Herdegen sich für Ihren schielenden Mann interessiert . . ."

Inspektor Herdegen saß im Direktionszimmer der Bank; er schien schlecht gelaunt, als er sich an Dr. Vreden wandte. „Sie müssen sich die Theorie aus dem Kopf schlagen, daß die Brüder Gorgels etwas mit diesem Einbruch zu tun haben!" brummte er unliebenswürdig. „Willem Gorgels ist vor sieben Jahren bei einem versuchten Ueberfall auf eine Filiale der Utrechtschen Bank ums Leben gekommen, und seinen Zwillingsbruder Hendrik Gorgels habe ich jetzt auf Ihre Veranlassung zum dritten Male festnehmen lassen. Zweimal habe ich ihn wieder gehen lassen müssen, und auch dieses Mal ist sein Alibi nicht zu erschüttern."

„Lieber Inspektor", erwiderte Dr. Vreden mit liebenswürdiger Beharrlichkeit, „jeder Berufsverbrecher hat seine besondere Eigenart. An der Manier, mit der diese drei Bankeinbrüche ausgeführt wurden, erkenne ich, daß es sich um ein und denselben Täter handeln muß, und zwar um einen der Brüder Gorgels; und da Willem Gorgels tot ist, kann es eben nur sein Zwillingsbruder Hendrik sein, und wenn ein halbes Dutzend einwandfreier Zeugen beschwören würde, daß er vor, während und nach dem Einbruch mit Handschellen gefesselt zwischen ihnen gesessen hätte."

„Nun, er war zwar nicht gerade mit Handfesseln versehen", erwiderte der Inspektor verzweifelt, „aber tatsächlich saß er in der fraglichen Nacht in einem Hinterzimmer der Kolibribar beim Kartenspiel. Außer dem Besitzer der Bar, außer dem Ober und dem Pikkolo wollen fünf ehrenwerte Bürger beschwören, daß Hendrik Gorgels in der Zeit von vier Uhr nachts bis morgens um sechs den Raum auch nicht für eine einzige Minute verlassen hat."

„Genug, genug", wehrte Dr. Vreden ab, „das Alibi ist gut. Wenn es einen Fehler hat, dann nur den, daß es zu gut ist. Hatte Hendrik Gorgels auch für die Zeit, in der die beiden letzten Einbrüche erfolgten, ein solches Alibi?"

„Das letzte war noch schlagender: In der betreffenden Nacht war er wegen Ruhestörung von einem Polizisten festgenommen und erst am Morgen aus der Haft entlassen worden. Und in der Nacht des ersten Bankraubes befand er sich nachweislich auf einem Dampfer, der Hoek van Holland am Abend verlassen hatte. Aber bitte, mein lieber Dr. Vreden, Sie können ihn ja selbst befragen."

Der Inspektor gab einem Beamten eine kurze Anweisung, und wenige Minuten später erschien Hendrik Gorgels in hochelegantem Smoking, mit weiß gestärkter Hemdbrust und makellosen Lackschuhen. Nur die Tatsache, daß er ein wenig schielte, störte das Bild eines vollendeten Gentleman.

„Aber meine Herren", sagte er im Tone zarten Vorwurfs, während er bescheiden näher trat, „wenn Sie aus unbegreiflichen Gründen schon mir nicht glauben wollen, so fragen Sie doch, bitte, die Herren, die die ganze Nacht mit mir Karten gespielt haben. Es ist wirklich äußerst unrecht . . ."

„Oh, bitte, ich zweifle durchaus nicht an Ihren Worten", unterbrach ihn Dr. Vreden, „ich hätte nur eine kleine Frage, die sich auf die Vergangenheit bezieht: Auf welche Weise kam eigentlich Ihr Bruder Willem ums Leben?"

Ueber das Gesicht Hendrik Gorgels' zog ein Schatten. „Der arme Willem", sagte er bekümmert, wurde von einem Ihrer Beamten angeschossen. Ich kann lediglich vermuten, daß er bei dem Versuch, sich zu verbergen, in die Rozengracht stürzte. Bestimmt weiß ich nur, daß sein Körper vier Tage später aus dem Kanal geborgen wurde. Aber ist es wirklich unumgänglich, daß Sie mich daran erinnern? Der Inspektor Herdegen weiß doch genau Bescheid . . ."

Herdegen nickte bestätigend. „Ja, wir überraschten die Brüder Gorgels bei einem versuchten Einbruch in eine Filiale der Utrechtschen Bank. Hendrik konnte verhaftet werden und befindet sich erst seit vier Monaten wieder auf freiem Fuß, während Willem bei seinem Fluchtversuch verunglückte. Nur den dritten Komplicen, den Wächter Dirksen . . ."

Der Inspektor unterbrach seine Rede; denn in diesem Augenblick wurde vorsichtig die Tür geöffnet, und ein Mann mit einem gelben Regenmantel steckte seinen Kopf ins Zimmer. Auf einen Wink Herdegens trat er näher und erstattete flüsternd eine kurze Meldung.

„Hereinführen!" sagte der Inspektor nach kurzem Ueberlegen. „Warum hat sich die Frau nicht selbst gemeldet?"

Die alte Zeitungsfrau trat zögernd näher. „Wie ist denn das mit der Belohnung?" fragte sie schlau. Im nächsten Augenblick jedoch schrie sie auf: „Aber das ist er doch!" Und dabei deutete sie auf Hendrik Gorgels. „Das ist doch der Mann, der aus der Bank herauslief. Sehen Sie doch nur, Herr Kommissar, wie er schielt . . ."

„Sie müssen sich irren, liebe Frau", sagte Hendrik Gorgels ruhig, und Dr. Vreden wiederholte, zu des Inspektors Verwunderung die Worte: „Ja, Sie irren sich! Es war nicht Hendrik Gorgels, der aus der Bank kam." Er wandte sich an den Inspektor. „Aber halten Sie ihn dennoch fest! Und dann kommen Sie mit mir! Die Lösung des Rätsels ist mir soeben klar geworden, und eine kleine Autofahrt zu Hendrik Gorgels' Wohnung wird uns gleich den Beweis für meine Theorie erbringen . . ."

„Aber was hoffen Sie denn in der Wohnung zu finden?" fragte Herdegen während der Fahrt.

Dr. Vreden lächelte. „Lassen Sie das Haus von Ihren Beamten umstellen, und ich verspreche Ihnen, daß wir den Mann finden, der kein Alibi aufzuweisen hat. In dem Moment, in dem Sie den Namen des Wächters Dirksen nannten, wurde mir der Fall klar. Sie vermuten, daß der Wächter mit den beiden Brüdern unter einer Decke steckte? Es war auch so . . . Und sie haben ihn bis heute nicht fassen können? Sie werden ihn auch nicht fassen . . ."

Mittlerweile waren sie vor dem Haus Hendrik Gorgels' angelangt, und der Inspektor gab Befehl zu einer gründlichen Durchsuchung. Außer einer alten tauben Wirtschafterin schien sich keine Menschenseele in der Wohnung aufzuhalten, aber Dr. Vreden war so besessen von seiner Theorie, daß er die Beamten immer wieder anspornte, jeden nur erdenklichen Schlupfwinkel zu durchsuchen.

Zeichnung: A. Harder — M.

Der Mann glich aufs Haar dem Mann, den die alte Zeitungsfrau aus der Bank hatte flüchten sehen.

Endlich fanden sie einen alten Kleiderschrank, dessen hintere Wand eine Geheimtür zu einem Bodenraum verbarg. Als die Beamten die Tür öffneten, schlugen ihnen scharfe Schüsse entgegen. Nach kurzem Feuergefecht jedoch verstummte die Waffe, und ein Mann torkelte die Bodentreppe herab. Er trug eine Smokingjacke, aber die Hemdbrust war zerknittert und angesengt, — wie von der Glut eines Sauerstoffgebläses. Sonst aber glich er aufs Haar dem Mann, den die alte Zeitungsfrau aus der Bank hatte flüchten sehen, und jeder hätte seine Hand dafür ins Feuer gelegt, daß dieser Mann Hendrik Gorgels wäre. Er schielte sogar auf die gleiche Art. Er hatte die gleiche Haltung, den gleichen Gang, es war nur ein Unterschied: Willem Gorgels hatte kein Alibi für die Zeit des Bankraubes . . .

„Eine feine Idee!" sagte Dr. Vreden, als er mit dem Inspektor zur Bank zurückfuhr, „der eine sorgte immer für das Alibi seines Zwillingsbruders, der indessen unverdächtig ein vorher gemeinsam überlegtes Verbrechen ausführen konnte."

„Aber nach den Akten ist Willem Gorgels doch seit sieben Jahren tot!" stöhnte Herdegen.

„Ja, aber nur nach den Akten! In Wahrheit war der Tote, der in der Rozengracht gefunden wurde, der Wächter Dirksen. Hendrik Gorgels hatte bei der Totenbeschau behauptet, seinen Bruder wiederzuerkennen. Damals mag er vielleicht nur daran gedacht haben, daß die Polizei nach einem Toten nicht fahnden würde. Später aber machten sich beide dann den Irrtum der Akten auf ihre Weise zunutze . . ."

Der Kuß im Dunkeln

Skizze von Curt Helling.

Eine durch die Gelegenheit plötzlich hervorgerufene Neugierde, keineswegs aus Eifersucht geborenes Mißtrauen, veranlaßte Frank eines Abends, Nelly auf die Probe zu stellen.

Sie saßen zu Dritt in der Loge des Varietés, Frank in der Mitte, rechts neben ihm Nelly und links Edmund, sein liebenswürdiger und um mehrere Jahre jüngerer Freund. Auf der Bühne unten betätigte sich gerade ein berühmter Illusionist.

„Ich habe Appetit auf Schokolade, Frank", wandte sich Nelly an ihren Verlobten. „Möchtest du mir nicht welche holen? Mit Nuß, du weißt ja!"

„Aber natürlich, Nelly", sagte Frank und verließ die Loge, die im übrigen unbesetzt war. Einen Augenblick später verkündete der Zauberer unten in einer kleinen Rede, daß für sein nächstes Kunststück völlige Dunkelheit nötig wäre, worauf sämtliches Licht erlosch und die Finsternis derart wurde, daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte.

Frank stand gerade vor der nur angelehnten Logentür, als ihn die Dunkelheit überraschte. Wie er jetzt geräuschlos die Loge betrat, kam ihm die Idee, die ihn einen Augenblick anhalten ließ.

In völliger Finsternis, also gänzlich unbeobachtet, saß seine zukünftige Frau in Gesellschaft eines gut aussehenden jungen Mannes, von dem er wußte, daß er Nelly sehr verehrte. Und auch Nelly wußte das. Zwar traute Frank seinem Freunde eine Geschmacklosigkeit nicht zu; doch während er so zwischen Tür und Angel stand, packte ihn plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt die Neugierde, wie seine Braut — angenommen, Edmund täte es doch — sich wohl in diesem Falle verhalten würde. Aus seiner Erfahrung wußte Frank, daß viele Frauen, bei denen man das kaum voraussetzen konnte, sich in einer solchen Lage wenig oder gar nicht gewehrt hatten. Würde auch Nelly zu diesen gehören? Er wollte und konnte es nicht glauben, aber als ob die Dunkelheit im Theater ihn auch innerlich mit Blindheit geschlagen hätte, überfiel ihn plötzlich ein bohrender Zweifel, den er sofort aus der Welt schaffen wollte.

Die Logentür offenlassend und ohne das geringste Geräusch, tastete er sich auf dem weichen Teppich mit vorgestreckten Händen bis zur Lehne seines zurückgeschobenen Stuhles vor, um den er sich vorsichtig herumwand, bis er mit der linken Hand die Logenbrüstung fühlte. Dann beugte er seinen Kopf zu seiner Verlobten hinunter. Er hörte ihr leises Atmen und spürte den Duft ihres Haares, und seine rechte Hand auf ihre Stuhllehne stützend, drückte er endlich leise seine Lippen auf ihre linke Wange. Nelly zuckte erschrocken zurück, doch dann, während er seinen Kopf noch unbeweglich hielt, fühlte er ihren weichen Mund in einem intensiven Kuß auf seinen Lippen.

In diesem Kuß, der nur zwei Sekunden dauerte, lag jene tiefe Zärtlichkeit, die er an ihr liebte, und die ihn immer von neuem berauschte. Aber in diesem Augenblick sprang ihm das Herz. Schnell richtete er sich wieder auf und zog sich in eine Ecke der Loge zurück.

Seine Gedanken tobten wild durcheinander. Nelly, die seine Frau werden sollte, schämte sich nicht, sich von einem anderen Mann küssen zu lassen! Mehr noch — sie gab den Kuß zurück mit einer größeren Wärme, als er ihr gegeben wurde. Und er hatte seine Verlobte höher gestellt als alle anderen Frauen, denen er bisher in seinem langen Leben begegnet war. Frank war seiner jungen Braut mit der tiefen und aufrichtigen Liebe zugetan, die einem Manne reifen Alters, wenn er sich entschieden hat, eigen ist, und die, weil die letzte, auch die zäheste ist. Die Enttäuschung, die er eben erlebt hatte, schien ihn fast umwerfen zu wollen. Er ahnte, wie unendlich schwer es ihm werden würde, sich von Nelly zu trennen. Und was sollte mit seinem Freund Edmund geschehen? Sollte er ihn zur Rede stellen? Gewiß, im Augenblick war er unschuldig. Aber deutete die Zärtlichkeit ihres wie selbstverständlichen Kusses nicht darauf hin, daß die beiden ihn schändlich betrogen?

Als jetzt die Lampen wieder aufflammten, schien es Frank, als ob seit dem Kuß nicht wie in Wirklichkeit eine Minute, sondern Stunden vergangen wären. Sein Leben schien ihm plötzlich wertlos, und wenn die Loge nicht in dem ungewissen Halbdunkel des Zuschauerraumes gelegen hätte, würde sein Aussehen, daß um Jahre gealtert schien, den beiden sofort aufgefallen sein.

Edmund erblickte ihn zuerst. „Hallo!" rief er in das Beifallklatschen hinein, „wann bist du hereingekommen? Ich habe dich gar nicht gehört!"

Frank antwortete ihm nicht, sondern sah zu Nelly hinüber, die sich eben umwandte und ihm freundlich zulächelte. „Komm", sagte sie und hielt ihre Hand auf. „Hast du die Schokolade? War das nicht wundervoll eben?"

Frank riß sich mit Anstrengung zusammen und erwiderte ihr Lächeln. Mein Gott! dachte er, während er sich setzte. Wie unbefangen sie tut! Nicht die leiseste Verlegenheit, nicht das geringste Schuldbewußtsein.

„Wollen wir nicht gehen?" fragte er rauh, und als er ihr überraschtes Gesicht sah, fügte er hinzu: „Ich habe fürchterliche Kopfschmerzen und muß ein bißchen an die frische Luft. Aber, wenn du mit Edmund noch bleiben willst . . ."

Nelly sah ihm besorgt in die Augen und erhob sich dann. „Natürlich gehen wir, wenn dir nicht gut ist", sagte sie.

Frank schlief fast gar nicht in dieser Nacht, aber am Morgen stand sein Entschluß fest. Von Nellys Schuld überzeugt, gebot ihm sein männlicher Stolz, sich von ihr zu trennen, doch wollte er noch eine letzte Aussprache mit ihr haben.

Als sie sich am Nachmittag trafen, setzte er ihrer Unbefangenheit zunächst seine eigene entgegen, doch hielt er das nicht lange aus. Um die zu erwartende Auseinandersetzung sich nicht auf offener Straße abspielen zu lassen, führte er sie in ein kleines Café, das auf ihrem Wege lag.

„Sag mal", begann er, als sie sich gesetzt hatten, „wie stehst du eigentlich mit Edmund?"

„Mit Edmund?" fragte sie erstaunt zurück. „Ausgezeichnet! Aber warum fragst du so komisch?"

„Nun", meinte er bitter, „nach dem Kuß gestern abend ist das wohl nicht so komisch."

Zwischen Nellys Augenbrauen schob sich eine tiefe Falte. „Ich verstehe dich nicht", sagte sie ärgerlich. „Was meinst du damit?"

„Hast du gestern im Theater Edmund nicht geküßt, als es dunkel war?"

„Ach so —" machte sie gedehnt, und dann breitete sich ein lustiges Lachen über ihr Gesicht, daß ihre weißen Zähne blitzten. „Was bist du doch für ein dummer Kerl, Frank! Glaubst du wirklich, ich war der Meinung, Edmund hätte mich geküßt und ich hätte ihm den Kuß zurückgegeben? Schäme dich, Frank!"

„Aber wie konntest du wissen, daß ich es war und nicht Edmund?" fragte Frank, schon etwas kleinlaut.

„Kannst du dir das wirklich nicht denken?" — „Nein."

„Aber Frank! Meinst du, eine Frau fühlt es nicht beim Küssen, ob ein Mann einen Bart hat, auch wenn es noch so dunkel ist? Und hat Edmund nicht einen Schnurrbart und du hast keinen? Frank, Frank! Was soll aus dir mal werden?"

Frank aber schloß die Augen und faßte sich an den Kopf. Die schlaflose Nacht geschieht mir recht, dachte er, und dabei war ihm, als ob er bei seiner Braut einiges wiedergutzumachen hätte.

Spiel hinter dem Vorhang

Kriminalfällen aus dem Artistenleben / von Fr. Justin

In der Artikelserie berichten wir von einer Reihe Kriminalfällen aus der Welt der Artisten, die seinerzeit besonderes Interesse erregt haben. Zuerst wurden die Hintergründe aufgedeckt, die dazu geführt haben, daß in Amerika eine Glanznummer in Person eines Messerwerfers auf die Bühne kam. Dann wurde von einem Fall berichtet, der sich kurz vor dem Kriege in Petersburg ereignete, wo in einer Privatgesellschaft ein Zauberkünstler den Anwesenden sämtliche Wertsachen abnahm. Jahrzehnte später stellte es sich heraus, daß der Täter nicht ein Artist, sondern ein politischer Gegner des Veranstalters war. Ein anderer mysteriöser Fall, der dann geschildert wurde, war der Tod eines Matrosen in Antwerpen. Durch einen Kimono, der im Besitz des Getöteten gefunden wurde, kam man auf die Spur einer Chinesentruppe, deren Chef als ein Rauschgiftschmuggler entlarvt werden konnte. Aufsehen erregte auch jener Schuß, durch den die „schöne Liane" während ihrer Nummer am Trapez zum Absturz gebracht wurde — der vierte Fall. Dadurch, daß bei dem Schuß eine elektrische Lampe getroffen wurde, fand man eine Spur. Der letzte Fall beginnt mit einem Mord.

(4. Fortsetzung und Schluß.)

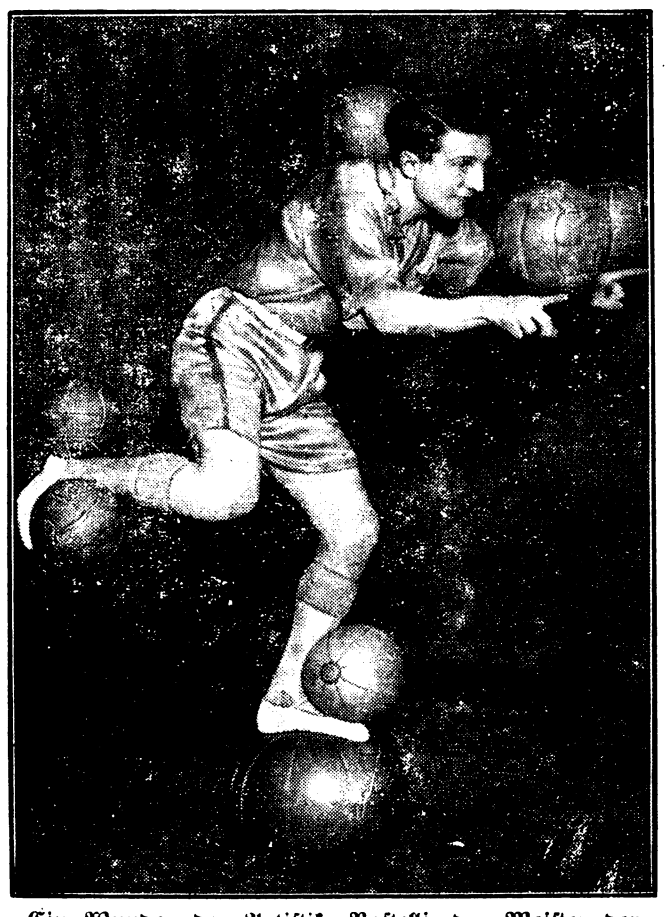
Dagegen sprach allerdings, daß im näheren Umkreis keine Leiter gefunden worden war, daß das Erdreich und das Fenstersims keine Spuren aufwiesen und es auch unerklärlich erschien, weshalb der Täter, der doch eine Verfolgung befürchten mußte, die Leiter wieder mitgenommen haben sollte.

Genau so arm an Spuren war das Boudoir. Das einzige, was dem Inspektor auffiel, war, daß in den Zügen der Toten unverkennbar ein namenloses Entsetzen lag.

Die verschwundene Perlenkette

Die Augen waren weit aufgerissen, ebenso der Mund, und der ganze Ausdruck des Gesichtes ließ darauf schließen, daß die Lady im Augenblick, da der Tod sie ereilte, vor etwas Grausigem zurückgeschreckt sein mußte.

Verschwunden war lediglich eine wertvolle Perlenkette von siebenundachtzig Perlen, die auf einer etwa einen Meter langen Schnur aufgereiht waren. Die Perlen fielen durch ihre Größe und Schönheit besonders auf und gehörten zu den berühmten Schmuckstücken der Familie.



Ein Wunder der Artistik: Rastelli, der Meister der Jongleure, der Fall- und Gleichgewichtsgesetze scheinbar ad absurdum führte.

Frost war nach London zurückgekehrt, weil ihm der Tatort keinen weiteren Aufschluß gab. In der sicheren Annahme, daß das Delikt eine Affekthandlung, kein Mord, sondern ein Diebstahl mit tödlichem Ausgang gewesen war, ließ er sich berichten, welche Diebstahlsfälle wertvoller Schmuckstücke in den letzten zwei Jahren vorgekommen waren. Er stellte hierbei besondere Fragen, und aus dem Material, das er nach einer Woche sichten konnte, nahm er alle die Anzeigen heraus, bei denen ebenfalls Perlenketten gestohlen und Spuren durch die Täter nicht hinterlassen worden waren.

Insgesamt waren es neun Mitteilungen gleicher Art, aus denen er den Schluß zog, daß eine Räuberbande planmäßige und gute Arbeit geleistet hatte.

Alle modernen vergleichenden Methoden der Aufklärung wurden zu Hilfe gezogen, aber kein Schema paßte, das eine Lösung hätte bringen können. Zu wiederholten Malen war Inspektor Frost von seinen Vorgesetzten um seine Meinung und um Vorschläge ersucht worden. Er hatte aber immer wieder gebeten, ihm noch weitere Zeit zum Ueberlegen zu lassen.

In seiner jungen Laufbahn war dieses der erste große Fall, und dieser ließ ihn an seiner eigenen Tüchtigkeit zweifeln. Er hatte alle Ratschläge älterer Kameraden zu Hilfe genommen, aber auch hiermit war er nicht weitergekommen.

Der Besuch im Zirkus

Als die letzte Nummer des Zirkusprogramms in dem kleinen Landstädtchen B. abrollte, wandte sich der alte, ergraute Kriminalinspektor und Vorgesetzte des jungen Frost in der Loge um, sah Frost an und auch das junge Mädchen, das an seiner Seite saß, und sagte mitleidig: „Ich hätte es Ihnen gegönnt, Frost, aber Ihre Hypothese war zu kühn."

Frost war der Verzweiflung nahe, er wußte genau, daß er vielleicht bei einem anderen Vorgesetzten, der weniger wohlwollend gewesen wäre, sich leicht lächerlich gemachte hätte.

Er erinnerte sich an die morgendliche Unterredung im Büro, mit welcher Skepsis seine Vorschläge und seine Darstellungen aufgenommen worden waren.

Gewiß, es war einwandfrei bewiesen, daß jedesmal, wenn ein Perlendiebstahl passierte, dieser Wanderzirkus in dem betreffenden Ort gastiert hatte. Eine genaue Ueberprüfung aller Artisten hatte nichts Belastendes ergeben, auch die wochenlangen Beobachtungen hatten nichts zutage gefördert.

Frost hatte alles auf eine Karte gesetzt. Er hatte sich die sehr bekannte Verwandlungskünstlerin Leila ins Scotland Yard bestellt. Er hatte die Leila bewogen, nach Photographien die Rolle der ermordeten Lady Wilston zu spielen.

Mit ihr und dem Inspektor zusammen war er abends in die Loge gegangen. Eine Reihe von Beamten war in dem Zirkus anwesend. Jeder einzelne hatte das Personal des Zirkus, die Stallmeister, die Artisten scharf beobachtet, auch die beiden Inspektoren, in der Hoffnung, daß vielleicht einer durch ein Erbleichen, durch eine Bewegung, durch ein Erschrecken beim Anblick der ermordeten Lady sich als Mörder verraten könnte.

Das Ganze war ein beschämender Mißerfolg. Der alte Inspektor verstand, was in dem jungen Frost vorgehen mußte. Und um ihn etwas abzulenken, schlug er vor, daß man wenigstens nach der Vorstellung die Stallungen besuchen und sich die Pferde und Raubtiere betrachten sollte.

Hinter der Manege, in einer Art von Wandelgang, waren auf der östlichen Seite die Pferdeboxen, auf der westlichen die Käfige mit den Löwen, die zu einem Dressurakt gehörten, und einem etwas wackligen braunen Tanzbären. Am äußersten Ende befand sich in einer Art Verschlag ein Affe, den sie bei der Vorstellung in einem Balanceakt bewundert hatten.

Die beiden Inspektoren und auch Leila hatten herzlich über die menschenähnlichen und grotesken Bewegungen des Affen gelacht.

Ein Ueberfall

Als sie an dem Käfig vorbeikamen, blieb Leila stehen und sagte zu den beiden Inspektoren: „Wie merkwürdig mich das Tier ansieht!"

Die beiden Beamten von Scotland Yard lächelten etwas über die Phantasie der Verwandlungskünstlerin; aber das Lachen verging ihnen, denn Leila hatte sich dem Käfig genähert, beugte sich an die Gitterstäbe, und im selben Augenblick schnellte der Affe auf sie los. Seine beiden Arme fuhren zwischen den Stäben heraus und umklammerten mit festem Griff den Hals des jungen Mädchens.

Frost hörte den halberstickten Aufschrei, riß seine Pistole heraus, und der Affe brach, durch einen wohlgezielten Schuß tödlich getroffen, die Umklammerung loslassend, im Käfig zusammen.

Der alte Inspektor stieß einen furchtbaren Fluch aus, denn die Zirkusleute sammelten sich in dem langen Gang, und er hatte Mühe genug, Leila und Frost loszureißen. Er wollte mit ihnen in das Zimmer des Zirkusdirektors gehen, um wegen des unangenehmen Vorfalls Rücksprache herbeizuführen.

Frost war aber nicht zu bewegen, sich seinem Vorgesetzten anzuschließen. Er starrte wie fasziniert auf den Affen, wandte sich kurz um und war verschwunden.

Während der alte Inspektor mit dem Zirkusdirektor noch verhandelte, kam der Tierbändiger aufgeregt in das Zimmer hereingestürzt, und plötzlich sah der Inspektor hinter dem Tierbändiger das Gesicht des jungen Frost auftauchen.

Der Inspektor versuchte, mit einigen begütigenden Worten auf den aufgeregten Tierbändiger einzureden, und sagte ihm, daß man ihm selbstverständlich den Verlust des Tieres ersetzen würde, wenn man es auch in einer Art von Notwehr hätte umbringen müssen. Vor allem versuchte er, ihm in einigen wohlmeinenden Worten sein Bedauern über den Vorfall auszusprechen.

Der Tierbändiger aber ließ die Hände sinken und sagte mit einer etwas hohlen Stimme der Verzweiflung: „Diesen Verlust können Sir mir nicht ersetzen, Sir."

In diesem Augenblick sagte Frost sehr scharf: „Es ist auch gar nicht notwendig, daß Ihnen dieser Verlust ersetzt wird."

Als der Tierbändiger sich umdrehte, sah er plötzlich den Lauf einer Pistole auf sich gerichtet. Er wurde blaß. Der Zirkusdirektor schrie auf, und der alte Inspektor sah fassungslos auf die Szene, aber jetzt begriff er.

Der Affe als Komplice

Zu einer Gerichtsverhandlung gegen den Tierbändiger kam es nicht, weil er sich in seiner Zelle erhängt hatte. Er hatte dem Inspektor Frost ein Bekenntnis abgelegt. Aus Liebhaberei hatte er bei einer Ueberseereise einen jungen Affen erstanden, der sich in der Folgezeit sehr gelehrig gezeigt hatte.

Nur eines begriff der Tierbändiger zunächst nicht. Der Affe hatte eine Vorliebe, sich fremde Gegenstände anzueignen.

Zwangsläufig war der Beschuldigte, als es ihm schlecht ging, auf die Idee gekommen, den Diebesinstinkt des Tieres in bestimmte Bahnen zu lenken. Er brachte ihm eine Vorliebe für Perlenketten bei.

Dabei hatte er zwar oftmals mit in Kauf nehmen müssen, daß der Affe ihm Perlenimitationen anbrachte.

Friede im Tierreich. Ein anderes Wunder des Varietés. Raubtiere, die in der Natur in Feindschaft leben, zeigen hier gemeinsam ihre Kunststücke.

Aufnahmen (2): Wintergarten-Berlin — M.

Aber aus den wenigen großen Diebstählen hatte er sich mit Hilfe dieses gelehrigen Tieres bereits ein Vermögen erworben.

Er hatte geplant, sich nach einiger Zeit zur Ruhe zu setzen, und, um den Verdacht von sich abzulenken, sich einer Schaustellertruppe angeschlossen.

Daß aus einem Diebstahl seines Affen jemals eine schwere Bluttat hervorgehen würde, hatte er nie angenommen. Vielleicht hatte Lady Wilston in ihrem Schreck sich zur Wehr gesetzt und dabei ihr Leben eingebüßt.

Hätte die Verwandlungskünstlerin Leila nicht die Anweisungen Frosts befolgt und eine Perlenkette zu ihrer Verkleidung mitgenommen, hätte der Affe nie nach ihrem Hals gefaßt, und diese Diebstähle und auch die Bluttat wären nie aufgeklärt worden.

Sie hatte sich vor allen Dingen deswegen zu dieser Rolle, die sie sehr leicht hätte das Leben kosten können, bereit erklärt, weil sie selbst aus einer uralten Artistenfamilie stammte.

Sie hatte, als Frost an sie herantrat und mit ihr diesen Plan besprach, zunächst entrüstet erklärt, es wäre ganz ausgeschlossen, daß ein echter Artist sich zu einem solchen Verbrechen hergeben würde.

Sollte sich aber tatsächlich auch nur einer unter den Artisten befinden, der einer solchen Tat fähig wäre, so würde sie alles dazu beitragen, um ihn der Gerechtigkeit zu überliefern.

Der Maler

Hyazinthe Rigaud, Hofmaler Ludwigs XIV. und einer der besten Porträtmaler Frankreichs, kam auf sonderliche Art zu seiner Frau. Nahe bei dem Hause des Künstlers wohnte die junge, reiche Witwe de Gouix. Eines Morgens sagte sie zu ihrem Mädchen: „Es müssen die Zimmertüren wieder neu gestrichen werden, hole aus der Nachbarschaft einen Maler!"

Das Mädchen, erst kürzlich vom Lande nach Paris gekommen, fragte einen vor der Tür stehenden Nachbarn nach einem Maler. Er wies es zu Rigaud, und das Mädchen ging zu dem Maler hin und sagte: „Sie möchten doch gleich zu Madame de Gouix kommen."

„Soll ich ein Porträt malen?"

„Ein Porträt, was ist das? Die Zimmertüren sollen angestrichen werden, denn sie haben es nötig!"

Der Künstler versprach zu kommen. Er zog seinen Galarock an, schmückte sich mit seinen Orden, nahm einen Topf mit grauer Farbe und einen großen Pinsel und begab sich so zu Madame de Gouix, die er bis dahin nur vom Ansehen als Nachbarin kannte. Auch sie wußte, wer er war.

„Ah, Herr Rigaud, der Hofmaler Seiner Majestät", rief sie bei seinem Erscheinen, „was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?"

„Ihr eigener Befehl, Madame", versetzte der Künstler. „Sie wünschen, daß ich Ihre Zimmertüren anstreichen soll."

Madame brach in Lachen aus und bat um Verzeihung.

„Da ist nichts zu verzeihen", widersprach er, „es macht mich wirklich glücklich, für Sie arbeiten zu dürfen."

„Doch nicht als Anstreicher!"

„Warum nicht? Für Sie, Madame, mit wahrer Wonne. Ich habe alles mitgebracht, was ich brauche."

„Nein, mein Herr, das dürfen Sie nicht."

„So soll also dieses reizende Mißverständnis kein angenehmes Ende haben?"

„O doch, Herr Rigaud, ich bitte Sie, malen Sie mein Porträt!"

Die Sitzungen begannen noch am selben Tage, und es entstand in den nächsten Wochen des Künstlers schönstes Werk. Aus diesem Mißverständnis wurde ein Bund fürs Leben.

Jeder muß sich ausweisen können.

Nach der Verordnung über den Paß- und Sichtvermerkszwang sowie über den Ausweiszwang vom 10. September ist jeder über 15 Jahre alte deutsche Staatsangehörige und jeder Angehörige des Protektorats Böhmen und Mähren verpflichtet, sich jederzeit durch einen von einer Behörde oder von einer parteiamtlichen Dienststelle ausgestellten Lichtbildausweis über seine Person auszuweisen. Es wird deshalb empfohlen, daß jeder, der noch keinen amtlichen Lichtbildausweis besitzt, sich alsbald einen solchen beschafft. Auf jeden Fall steht jedem deutschen Staatsbürger die Kennkarte zur Verfügung, deren Ausstellung jederzeit bei der zuständigen Ortspolizeibehörde beantragt werden kann. — Wir zeigen hier die Innenseite der Kennkarte, die außer den genauen Personalien auch die Fingerabdrücke wiedergibt. — Links, verkleinert, die Außenseite der Kennkarte.

(Atlantic-Wagenborg-M)

Ihre Arbeitsgebiete liegen:

1. In der Gesundheitsführung: Familienfürsorge in Stadt und Land, Arbeit in Wohlfahrts- und Jugendämtern, Gesundheitsämtern, in der Gesundheitsfürsorge. (Tuberkulosen-, Krüppel-, Krankenfürsorge.) Ganz besonders groß ist der Bedarf an hauptamtlichen Kräften in der NSV., vor allem bei der Durchführung des Hilfswerkes „Mutter und Kind".

2. Auf dem Gebiete der Erziehung: Im Mütterdienst, Erziehungsarbeit in geschlossenen Anstalten, Heimleitungen, Mitarbeit im Reichsarbeitsdienst, Landjahr, Landdienst des BDM. u. a., soziale Betriebsarbeit im Frauenamt der DAF., Fabrik- und Werkpflege, Arbeitsvermittlung, Berufsberatung, sozialpolitische Arbeit in den Dienststellen der DAF., im Deutschen Frauenwerk usw.

Der Berufsnachwuchs ist auf allen Gebieten der Volkspflege knapp geworden. Immer neue Arbeitsgebiete werden erschlossen; die Berufsaussichten für körperlich, geistig und charakterlich gut geeignete Anwärterinnen sind sehr günstig. Aufnahmetermine der Volkspflegerinnen sind der 1. April, bei den meisten Schulen auch der 1. Oktober. Näheres über die Anschriften der Volkspflegeschulen, Art der Ausbildung, Kosten der Kurse usw. ist in der Berufsberatungsabteilung der Arbeitsämter zu erfragen.

Rundfunk-Programm

Reichssender Breslau

Freitag, 17. November.

9.30: Berlin: „Rohstoff Kohle", Hörfolge von Dr. W. Greiling. — 11.00: Frankfurt a. M.: Konzert. — 12.00: Köln: Mittagskonzert. — 16.00: Frankfurt a. M.: Nachmittagskonzert. — 17.10: Brief an die Jugend von Otto Brües. — 18.00: Händel in Lübeck. Eine Episode aus Händels Leben von Alfred Prugel. — 18.30: Deutschlandsender: Aus dem Zeitgeschehen. — 19.00: Berlin: Unterhaltungsmusik. — 20.15: Konzert des Großen Orchesters des Reichssenders Breslau. Hans Grohmann (Violine). — In einer Pause 21.05: Die ferne Freundin. Skizze aus dem Leben Tschaikowskys von Josef Wittkowski. — 22.50—1.00: Berlin: Unterhaltungsmusik.

Sonnabend, 18. November.

9.30: In einer deutschen Schule in Uebersee: Chile. — 9.45: Zwischenmusik (Schallplatten). — 10.05: Für unsere Kinder. — 11.00: Berlin: Konzert. — 11.45: Die Zügel fester fassen. — 12.00: Leipzig: Musik am Mittag. — 13.00: Frankfurt: Mittagskonzert. — 15.00: In Flandern, da reitet der Tod! Erzählung von Erich Grisar. — 15.15: Zwischenmusik (Schallplatten). — 15.30: Der Todesritt des Hatschi ben Sebib. — 15.45: Zwischenmusik (Schallplatten). — 16.00: Musik am Nachmittag. Das Große Orchester des Reichssenders Breslau. — 17.10: Trotz Not und Tod! Eine Hallig-Erzählung von Wilhelm Lobsien. — 17.50: Zwischenmusik (Schallplatten). — 18.00: Lebendige Wissenschaft. Schlesische Hochschullehrer und ihre Arbeit. — 18.30: Deutschlandsender: Aus dem Zeitgeschehen. — 19.00: Berlin: Unterhaltungskonzert. — 20.15: Bad Landeck: Die heitere Rundfunkparade. Zwei bunte Stunden für unsere verwundeten Soldaten. Beliebte Künstler des Großdeutschen Rundfunks und das Kleine Orchester des Reichssenders Breslau. — 22.50—1.00: Berlin: Unterhaltungskonzert.

Brockauer Sport-Nachrichten.

S. C. „Sturm 1916" Brockau e. V.

Spiele am Sonntag, den 19. November:

In Lindenruh:

9[10] Uhr „Sturm" 2. Senioren — „Vorwärts" 3. Senioren

14[00] Uhr „Sturm" 1. Senioren — „Askania" 1. Senioren.

Der kommende Spielsonntag bringt den S. C. „Askania" als Gast der 1. Mannschaft „Sturm's" nach Lindenruh. Was als Gegner „Askania" bedeutet wird ja wohl jedem bekannt und noch in Erinnerung sein. „Askania" war von jeher der Verein, der den Spitzenmannschaften Ueberraschungen d. h. Verlustpunkte brachte. Selbst im Pokalturnier dieses Vereins mußte „Sturm" 1. Senioren eine klare Niederlage einstecken. Da gilt es also am Sonntag für „Sturm" auf der Hut zu sein, um die bis jetzt gute Position auch fernerhin zu behaupten und also eine Elf auf das Spielfeld zu bringen, die den geringsten Erfolg der Gäste zunichte macht.

Schlesische Nachrichten

Trauerfeier in Rosengrund

Für die Opfer des Eisenbahnunglücks in Oberschlesien.

Für die bei dem Eisenbahnunglück am Montag in Oberschlesien so jäh aus dem Leben Geschiedenen fand am Mittwoch in Rosengrund eine erhebende Trauerfeier statt.

Flankiert von Hakenkreuzfahnen, die auf Halbmast wehten, wurde der Weg vom Bahnhof Rosengrund, in dessen Nähe sich das Unglück ereignete, zu der Stätte der Trauerfeier, für deren würdige Ausgestaltung die Kreisleitung der NSDAP. Sorge getragen hatte. Die Häuserfronten waren mit rotem Tuch mit dem Hoheitsabzeichen und mit Hakenkreuzfahnen verkleidet. Davor standen in zwei langen Reihen die Särge der Toten, reich geschmückt mit Tannengrün und Kränzen, darunter die des Reichsverkehrsministers, des Gauleiters von Schlesien, der Wehrmacht und des Generalmajors Boysen. In der elften Stunde marschierte je eine Kompanie der Wehrmacht und des Bahnschutzes sowie Formationen der SA., SS und HJ. und der Politischen Leiter und des NS.-Reichskriegerbundes zusammen mit den Fahnen der Abordnungen auf.

Kurz vor Beginn der Trauerfeier trafen Gauleiterstellvertreter Bracht zusammen mit Ministerialdirigent Geheimrat Plisch als Vertreter des Reichsverkehrsministers und Reichsbahndirektionspräsident Pirath sowie Vertreter der Wehrmacht, des Staates, der Partei und ihrer Gliederungen ein. Die Trauerfeier eröffnete die Kapelle des Bahnschutzes Oppeln mit dem Trauermarsch aus der „Eroica" von Beethoven. Nach Worten des Beileids von Kreisleiter Settnik, Cosel, sprach Reichsbahndirektionspräsident Pirath Worte des Trostes zu den trauernden Hinterbliebenen.

Warm und herzlich, erfüllt von tiefer Anteilnahme für den großen Verlust der Trauernden, waren die Ausführungen des Gauleiterstellvertreters Bracht, der auch das Beileid des Führers übermittelte. In die Worte des Gauleiterstellvertreters ertönte dann das Lied vom guten Kameraden. Die Standarten und Fahnen senkten sich, und die Ehrenkompanie feuerte drei Salven im Gedenken an ihre Kameraden ab. Mit den Liedern der Nation nahmen darauf die Versammelten Abschied von den Toten.

Die Särge wurden im Anschluß an die Trauerfeier nach den Heimatorten der Toten übergeführt.

Keinen Abend vergessen:

Chlorodont

wirkt abends am besten!

Zeugenvernehmung im Mordprozeß Sacher

Am zweiten Verhandlungstage im Mordprozeß Sacher werden die Zeugen gehört. Zunächst wird ein Beamter des Gesundheitsamtes vernommen. Im Jahre 1921 kam Frau Sacher zum erstenmal zum Gesundheitsamt und gab an, daß ihr Mann sehr stark trinke und sie bestialisch mißhandele. Im Jahre 1926 wurde dann die Entmündigung des Mannes ausgesprochen, da eine Besserung nicht eintrat. Die Kinder fürchteten dauernd für das Leben der Mutter, zumal der Mann der Frau häufig gedroht hatte, er würde sie vergiften, falls sie sich nicht würde scheiden lassen. Diese Mißhandlungen dauerten bis Anfang 1938. Auch seine Kinder und den Schwiegersohn hat der Angeklagte dauernd mißhandelt. Er ist sogar so weit gegangen, seiner Frau das Essen zuzuteilen. Früher war die Frau, bekundete der Zeuge weiter, geistig sehr regsam, doch später sind ihre geistigen Fähigkeiten immer mehr zurückgegangen. Die Frau war stets sehr bedrückt.

Dieser Zeugenaussage gegenüber behauptet der Angeklagte, daß er mit seiner Frau nicht skandaliert habe, sondern er spreche als Schwerhöriger sehr laut. Trotz dieser Behauptung flüstert er aber während der ganzen Verhandlung derart, daß ihn der Vorsitzende häufig zum Lautsprechen ermahnen muß. Der Sachverständige erklärt hierzu, daß das sehr auffällig sei, denn ein Schwerhöriger sei nie ein Flüsterer, sondern spreche über die gewöhnliche Art hinaus besonders laut. Zu den Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und seiner Frau meint der Angeklagte, daß es sich um Auseinandersetzungen von der zwischen Eheleuten üblichen Art gehandelt habe.

Sodann wurden die Kriminalbeamten vernommen, die den Angeklagten während der polizeilichen Untersuchung vernommen hatten. Immer wieder habe der Angeklagte erklärt, daß das, was er am Tage vorher gesagt habe, falsch sei, und er gab stets eine andere Darstellung der Vorgänge, die sich aber bei näherer Nachprüfung wieder als falsch herausstellten. Die Beamten erklären, daß er wie in der jetzigen Verhandlung nie eine direkte Antwort gegeben habe, sondern seine Angaben immer umschrieb. Alle polizeilichen Vernehmungsprotokolle, die voller Widersprüche sind, habe der Angeklagte selbst durchgelesen, eigenhändig verbessert und unterschrieben und sie aber bei jeder nächsten Vernehmung widerrufen. Schließlich habe er gesagt, die Beamten bekämen aus ihm gar nichts mehr heraus. Um festzustellen, ob es dem Angeklagten möglich gewesen sein kann, in 45 Minuten bis zu dem mutmaßlichen Tatort an der Ohle zu gehen und zurückzukommen, haben die Beamten den Weg abgeschritten. Die Zeitspanne habe ausgereicht.

Eine von dem Angeklagten benannte Zeugin, die bekunden sollte, daß er in der fraglichen Zeit bei ihr Wurst eingekauft habe, erklärte, daß sie sich daran nicht erinnern könne.

Görlitz. Gefaßter Einbrecher. In Ludwigsdorf hatte eine Einwohnerin bemerkt, wie sich bei ihrem Nachbarn, dem Landwirt Seifert, ein Unbekannter zu schaffen machte. Als Seifert aufmerksam wurde, ergriff der Fremde die Flucht. Er wurde eingeholt und schließlich zu Boden geworfen. Auf die Hilferufe des Seifert kamen noch einige Männer des Dorfes herbei, denen es endlich gelang, den sich heftig wehrenden Unbekannten zu bändigen und in Polizeigewahrsam zu bringen. Dort stellte sich heraus, daß man offenbar einen guten Fang gemacht hatte. Der Täter hatte mehrere Hemden und Unterhosen an, dazu drei Strickjacken und eine Windjacke. In seinen Kleidern wurden gefunden: eine große Dreikantfeile, eine Stahlsäge, Schlüssel und Dietriche sowie drei scharfe Messer. Die Vernehmung gelang nur mit Hilfe eines Dolmetschers. Dabei stellte sich heraus, daß er aus dem ehemaligen Polen stammte und sich schon längere Zeit hier herumgetrieben hatte. Wie er selbst zugab, hatte er die Absicht beim Landwirt Seifert einzubrechen.

Naumburg. Zusammenstoß im Nebel. Am unbeschrankten Bahnübergang am Bahnhof Ullersdorf am Queis ereignete sich ein schwerer Verkehrsunfall. Der Fahrer einer Zugmaschine mit zwei Anhängern, die sich auf der Straße dem Uebergang näherte, hatte infolge nebligen Wetters das Herannahen eines Arbeitszuges aus Richtung Siegersdorf nicht bemerkt. Die Zugmaschine wurde vom Zuge erfaßt und in zwei Teile zerrissen. Der Materialschaden ist sehr groß. Der Fahrer konnte sich durch Abspringen rechtzeitig in Sicherheit bringen und auch der Bremser auf dem Anhänger kam mit dem Schrecken davon.

Bunzlau. Düppelstürmer 98 Jahre alt. Der ehemalige Tuchfabrikant Karl Gallus, der als 23jähriger Soldat eines Füsilierregiments den Feldzug von 1864 und die Erstürmung der Düppeler Schanzen mitgemacht hat, vollendete am 14. d. M. bei noch verhältnismäßiger Frische sein 98. Lebensjahr. Der Altersjubilar hat auch an den Feldzügen von 1866 und 1870/71 teilgenommen.

Glogau. Tod infolge Verblutens. Dem 63 Jahre alten Josef Joschale aus Boyadel (Kr. Grünberg), der in Ullersdorf beschäftigt war, platzten beim Waschen der Beine die Krampfadern. Er erlitt einen derartig starken Blutverlust, daß der Tod eintrat, ehe Rettung kam.

Ohlau. Drei schwere Unglücksfälle. In Peisterwitz stürzte beim Verlassen seines Hauses ein Einwohner so unglücklich von der Treppe, daß er einen Schädelbruch erlitt. In Beckern wurde eine landwirtschaftliche Arbeiterin von einem Pferde geschlagen. Sie trug schwere innere Verletzungen davon. In Eisfeld ereignete sich ein ähnlicher Unfall. Beim Rübenabfahren wurde ein Kutscher von einem scheuenden Pferde geschlagen und ebenfalls schwer verletzt.

Striegau. Todessturz aus dem Fenster. Ein eineinhalbjähriges Kind stürzte in einem unbewachten Augenblick aus dem Fenster einer im dritten Stockwerk gelegenen Wohnung und erlitt einen doppelten Schädelbruch. Infolge der schweren Verletzungen ist es kurz nach seiner Einlieferung ins Kreiskrankenhaus gestorben.

Waldenburg. Wassereinbruch in einer Grube. Der Bergrevierbeamte des Bergreviers Waldenburg-Süd teilt mit: Am 15. November gegen 5 Uhr früh ist auf der 342-Meter-Sohle des Graf-Hochberg-Schachtes der Waldenburger Bergwerke AG. bei der Vorbereitung zum Anzapfen von Standwasser im Felde Kulmitz ein Wasserdurchbruch erfolgt. Durch den Einbruch ist der Betrieb im Graf-Hochberg-Schacht-Feld und im Bahnschacht auf der O-Sohle stillgelegt. Die bei den Lösungsarbeiten beschäftigt gewesenen Bergleute konnten sich in Sicherheit bringen. Auf der 284-Meter-Sohle waren vier Mann beschäftigt; diesen ist der Fluchtweg durch den Graf-Hochberg-Schacht abgeschnitten worden. Es ist anzunehmen, daß sie sich in die Maschinenkammer des Blindschachtes 4, etwa 25 Meter über der Sohle, in Sicherheit gebracht haben.

Landeshut. Besuch des Regierungspräsidenten. Auf einer Informationsfahrt weilte hier der neue Regierungspräsident Bachmann aus Liegnitz das erstemal. In seiner Begleitung befand sich Oberregierungsrat Zander. Es fanden Besprechungen mit Landrat Dr. Fiebrantz, der schon seit über 20 Jahren an der Spitze der Kreisverwaltung des Textilkreises Landeshut steht, mit Kreisleiter Rosemann und Bürgermeister Ries statt. Nach der Konferenz im Kreishause erfolgte die Besichtigung des Heimatmuseums, dessen Sammlungen dem Regierungspräsidenten sichtlich Freude bereiteten, und der Seidenweberei. Hieran schloß sich eine Fahrt durch das Kreisgebiet mit Besichtigung der Kreisstraßen. Besucht wurde Grüssau mit einer Besichtigung der Kunstschätze schlesischen Barocks, Schömberg, das Museum des schlesischen Handwebers, und Liebau, der Haupterholungsort für KdF.-Urlauber im Gebirgskreise Landeshut.

Bad Landeck. Erste Jugendfeuerwehr in der Grafschaft Glatz. Hier legte im Beisein des Kreisfeuerwehrführers Illmann-Seitenberg und des Bürgermeisters die erste Jugendfeuerwehr der Grafschaft Glatz ihre Prüfung mit sehr gutem Erfolge ab. An Stelle der beim Standortführer der HJ. erbetenen 16 Hitlerjungen hatten sich 40 zur Ausbildung gemeldet. Die jetzt von Hauptbrandmeister Bartsch vorgenommene Prüfung berücksichtigt sowohl die theoretische als auch die praktische Seite des Dienstes. Militärisch exakt gaben die Jungen auf die an sie gestellten Fragen Antwort. Nach einem straff diziplinierten Fußexerzieren folgte eine große Einsatzübung, bei der es galt, eine Menschenrettung durchzuführen und einen angenommenen, durch Funkenflug entstandenen Brand niederzukämpfen.

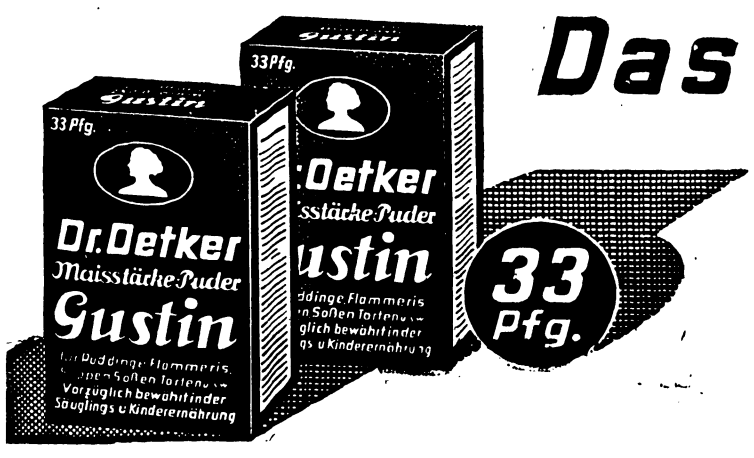
Münsterberg. Errichtung einer Schweinemästerei. Eine Schweinemästerei des Ernährungshilfswerks des Kreises Frankenstein wurde hier durch die NSV. eröffnet. Vorläufig sind 30 Schweine eingestellt worden.

Hindenburg. Opfer eines Stubenbrandes. In einer Wohnung auf dem Amselweg brach hier infolge Ueberhitzung des Ofens ein Stubenbrand aus. Die Wohnungsinhaberin, die 61 Jahre alt und gelähmt war, erlitt schwere Verbrennungen am ganzen Körper. Im Krankenhaus ist sie bald darauf gestorben. — Der Waldarbeiter Konstantin Reichel aus Klausberg wurde beim Baumfällen von einem fallenden Baum getroffen. Mit schweren inneren Verletzungen wurde er ins Krankenhaus geschafft, wo er nach der Operation an Herz- und Kreislaufschwäche starb.

Gerichtliches

Beerdigungsgelder unterschlagen.

Vor der Breslauer Großen Strafkammer hatte sich der 33jährige Alois Kliem, der bei einer katholischen Kirchengemeinde in Breslau als Küster beschäftigt war, zu verantworten. Kliem hat die ihm übertragene Aufgabe, bei Beerdigungen von den Hinterbliebenen die Beerdigungskosten in Empfgang zu nehmen und an die Städtische Friedhofsverwaltung abzuführen, mißbraucht. Er wurde deshalb wegen Betruges und Untreue in Tateinheit mit Unterschlagung zu einem Jahr sechs Monate Gefängnis und 1200 RM. Geldstrafe verurteilt. Auf die Untersuchungshaft wurden neun Monate angerechnet, der Haftbefehl bleibt aufrechterhalten.



Das gute Kinder-Nährmittel

Gustin

reiner Maisstärke-Puder

Bekommen Sie zur Zeit auf die mit einem * bezeichneten 4 Abschnitte der Reichsbrotkarte für Kinder bis zu 6 Jahren und zwar innerhalb 4 Wochen für jedes Kind 2 Päckchen.

Verlangen Sie das Rezeptblatt für Säuglings- und Kleinkind-Ernährung von

Dr. August Oetker, Bielefeld

Photo: Reichsbildstelle der HJ. — M.

Auf Kartenlesen und Kompaßkunde muß sich jeder Junge im Gelände verstehen.

Rufe der Jugend

Merkt euch:

Erste Pflicht jedes Staatsbürgers muß sein, geistig oder körperlich zu schaffen. Die Tätigkeit des einzelnen darf nicht gegen die Interessen der Allgemeinheit verstoßen, sondern muß im Rahmen des Gesamten und zum Nutzen aller erfolgen.

Aus dem Programm der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei.

Ich bleibe auf dem Land!

Hier sind gute Aussichten für die Jugend

Nicht nur die Jungen und Mädel fragen sich jetzt, was sie werden sollen, sondern auch auf dem Lande gehen viele tausend Jugendliche das letzte Jahr zur Schule. Früher war das freilich so, daß Bauernsöhne und -töchter, die nicht die Aussicht hatten, später einmal den Hof zu erben, entweder auf irgendeinem anderen Hof in Dienst gingen und dort ihren Lebensunterhalt recht und schlecht verdienten, oder aber sie gingen in die Stadt, weil ihnen das zu wenig war und sie auch einen richtigen Beruf erlernen und vorwärtskommen wollten. Seit einigen Jahren aber ist das anders. Die Landarbeit ist zur Facharbeit geworden, die jeder Junge und jedes Mädel durch eine richtige Berufsausbildung erreichen kann. Damit können also auch die fähigsten Jugendlichen auf dem Lande ihre Arbeitskraft da ansetzen, wo sie am nötigsten gebraucht wird, nämlich in der Landarbeit.

Nun heißt es da oft: „Ja, ich bin aber technisch begabt, warum soll ich dann Landarbeit machen?" Darauf gibt es heute nur eine Antwort: „Um so besser! Technische Begabung ist in der Landarbeit ausgezeichnet zu gebrauchen; denn die Bearbeitung des Ackers wird doch immer mehr auf die Maschine umgestellt."

Und die Mädel meinen oft, in der Stadt gäbe es die unerhörtesten Möglichkeiten für sie, sie brauchten nur hinzugehen, dann stünden ihnen alle Türen offen. Sie können ruhig glauben: Es wird überall mit Wasser gekocht, und es ist nicht alles Gold, was glänzt. Fragt sie einmal, die jetzt in der Stadt arbeiten, was vom Verdienst übrigbleibt am Ende des Monats, wenn sie alles, jedes Stückchen Brot und jeden Schluck Milch, bezahlen müssen, und ob es so ein großes Vergnügen ist, den ganzen Tag auf der Schreibmaschine herumzuklappern, und am Abend dann durch die Häusermauern in ein möbliertes Zimmer zu gehen, in dem kein Stück ihnen selbst gehört.

Jedes Jahr gehen Tausende von Jungen und Mädeln aus der Stadt in den Landdienst der Hitler-Jugend, und ein großer Teil von ihnen bleibt sogar auf dem Lande, ergreift draußen einen Beruf und arbeitet daraufhin, später einmal einen eigenen Hof zu besitzen. Wenn diese Jugendlichen, die das Leben in der Stadt ganz genau kennen, für immer auf dem Lande bleiben wollen, dann ist das wohl der beste Beweis dafür, daß ihnen die Landarbeit etwas zu geben hat. Aber ganz abgesehen davon, ob es nun schöner in der Stadt oder auf dem Lande ist, muß es einfach eine selbstverständliche Pflicht für die Landjugend sein, auf dem Lande zu bleiben, weil das Land sie braucht.

Wir haben im Osten viel Land zurückerobert. Das können wir nur endgültig für das Reich erhalten, wenn tüchtige, junge Bauern bereit sind, dort den Boden zu bebauen. Jeder Junge, der ein Kerl ist und seine Arbeit wirklich versteht, hat die Aussicht, eigenen Grund und Boden zu bekommen, gleichgültig, ob er nun selbst Geld hat oder nicht. Und der Stolz eines jeden Landmädels muß es sein, einmal eine tüchtige Bäuerin zu werden.

Das kommt aber alles nicht von selbst, sondern es muß erarbeitet werden. Jeder landwirtschaftliche Beruf bringt diesem Ziel näher, und für jeden Landjungen und für jedes Landmädel gibt es nur eine Entscheidung: Ich bleibe auf dem Land.

G. Ku.

Der Griff in die Lappenkiste

Die Jungmädel laden zum Kasperle ein.

Als neulich einmal viele Saarkinder eintrafen und beaufsichtigt und unterhalten sein wollten, da besannen sich die Jungmädel einer kleinen Stadt auf ihre Fähigkeiten. Ein Kasperlespiel, selbsterdacht und mit selbstgebastelten Kasperlepuppen für fröhliche Kindernachmittage — das war bestimmt eine feine Sache!

Ein paar Tage später stand Mutter erstaunt vor dem durchwühlten Handarbeitskasten: „Ob Inge wohl darangegangen ist? Aber was will sie bloß mit dem roten Stoff! Da hätte doch noch ein Kragen draus werden können. Und wo bloß meine Schere ist?"

Natürlich hatte Inge die Schere und auch den roten Stoff, und im Heimnachmittag wurde aus dem Stoff mit Hilfe von Schere, Nadel und Faden ein Königsmantel für das Kasperlespiel geschneidert. Zuerst hatten die Jungmädel die Köpfe gebastelt. Dazu wurden die alten Strümpfe gebraucht, die sie eifrig gesammelt hatten. Ein Stück Strumpf wurde fein säuberlich an einem Ende zugenäht und mit feingeschnippelten Lappen ausgestopft. Dann konnte man die Augen und den Mund daraufsticken und die Nase hineinstecken: eine, zwei oder auch drei Erbsen, je nachdem es sich um die Prinzessin, den König oder um den Kasperle selbst handelte.

Eines Tages prangten dann in den Schaufenstern der Stadt bunte Plakate mit dem schönen Reim:

„Die Jungmädel laden euch heute ein,
Kasperle will mit euch fröhlich sein!"

„Du mußt mit Ilse auch hinkommen", bestürmte Inge die Mutter. Unterwegs trafen sie schon eine Karawane von kleinen einheimischen und Saarkindern, die dem Heim zustrebten, und dann saßen sie mitten in dem Hufeisen vor dem Kasperletheater.

Man kann eigentlich nicht sagen, daß die kleinen Gäste schüchtern gewesen wären. Als dann das Spiel begann, war allerdings eine solche Stille, daß man eine Stecknadel hätte zu Boden fallen hören. Bei den Taten Kasperles aber kannte die Begeisterung keine Grenzen.

Noch auf dem Nachhauseweg war die kleine Ilse so sehr im Bann des Geschehens, daß sie immer wieder die Mutter am Mantel zupfte. „Mutti, der König war doch am allerschönsten, der mit dem roten Mantel, ja?" Da hielt Inge den richtigen Augenblick für gekommen. Ganz beiläufig sagte sie: „Ach ja, Mutter, der Königsmantel, der ist übrigens aus deiner Lappenkiste!"

Mutter schüttelte zwar ein bißchen den Kopf: „Inge, du sollst doch nicht so einfach über die Lappenkiste gehen!" Aber dann lachte sie sogar: „Der Königsmantel war wirklich schön, und ich glaube, es hätte doch nicht mehr zu einem Kragen gereicht."

Der Schlaf — wenig oder viel?

Es kommt immer auf das Einzelwesen an.

Wieviel Schlaf braucht der Mensch? Es werden sich keine einheitlichen Regeln darüber aufstellen lassen, immerhin aber ist es interessant, zu wissen, wie es dieser oder jener große Mann mit dem Schlafen hielt.

Zu den Männern, die mit wenig Schlaf auskamen, gehörte Friedrich der Große. Zwar mißlang sein in der Jugendzeit unternommener Versuch, sich ganz des Schlafes zu entwöhnen, — er mußte ihn schon nach vier Tagen aufgeben. Später aber gelang es ihm, sein Schlafbedürfnis auf ein Mindestmaß einzuschränken. Zwei bis vier Stunden genügten ihm. Kaum mehr Schlaf benötigte Joachim Winckelmann, der Begründer der deutschen Kunstwissenschaft. Zwei bis drei Stunden waren sein Maß, die er in arbeitsreichen Zeiten nicht einmal im Bett, sondern in einem Lehnstuhl zu verbringen pflegte, um sich danach eiligst wieder an den Arbeitstisch zu setzen. Von Napoleon I. wissen wir, daß ihm an besonders ereignisreichen Tagen mitunter fünf Minuten Schlaf genügten, um sich völlig zu erfrischen. Er war einer der Glücklichen, die einschlafen können, wenn sie es wollen. Selbst im Sattel pflegte er einzunicken. Während seiner Feldzüge soll er niemals mehr als vier Stunden geschlafen haben.

Seine eigene Ansicht über den Schlaf hatte der amerikanische Erfinder Thomas Alva Edison. Er behauptete, der acht- bis neunstündige Schlaf sei nichts weiter als ein Ueberbleibsel aus jenen Zeiten, in denen man noch kein künstliches Licht kannte und deshalb bei Eintritt der Dunkelheit nichts weiter mit sich anzufangen wußte, als sich aufs Ohr zu legen. Diese zeitvergeudende Angewohnheit sei im Laufe der Zeit so eingewurzelt, daß die Menschen am langen Schlafen festhielten, obgleich der eigentliche Anlaß dazu, der Mangel an Beleuchtungsmitteln, längst aus der Welt geschafft sei. Er hielt zwei bis drei Stunden Schlaf während eines Tages für völlig ausreichend. Damit war aber seine Frau nicht einverstanden. Sie zwang den großen Erfinder geradezu, wenigstens sechs von den vierundzwanzig Stunden zu schlafen.

Einer, der gern schlief, war der Leipziger Professor der Dichtkunst und Philosophie Johann Christoph Gottsched. Er schätzte besonders ein ausgiebiges Schläfchen nach Tisch. Doch dafür hatte seine Frau Luise, geborene Kulmus, nicht das geringste Verständnis. „Christoph, aufsteh'n! Drei Uhr! Dichten!" — so riß sie den Herrn Professor häufig unsanft aus dem angenehmsten Schlummer. Auch Lessing hatte während seines ganzen Lebens einen ungemein gesunden Schlaf, der sogleich kam, wenn er die Augen schloß. Er schlief so fest, daß er nach seiner eigenen Versicherung nie träumte. Noch in seinen letzten Lebensjahren pflegte er zu sagen, daß er sich, wenn er den ganzen Tag geschlafen habe, doch auf die Nacht freue.

Zu Goethe kam Ludwig Tieck und las ihm sein Schauspiel „Leben und Tod der heiligen Genoveva" vor. Ueber diesen Abend sagte Goethe: „Tieck begann um acht Uhr zu lesen. Als er aufhörte, schlug es elf. Neun und zehn Uhr habe ich nicht schlagen hören!".

Der berühmte Physiker Wilhelm Conrad Röntgen, der Entdecker der nach ihm benannten Strahlen, mußte eines Tages in seiner Vorlesung feststellen, daß seine Zuhörer wenig aufmerksam waren. Die einen schliefen, andere unterhielten sich, und nur ein geringer Teil hörte zu. Da sagte Röntgen: „Wenn die Herren, die sich unterhalten, ebensowenig Geräusch machten wie die Herren, die schlafen, so wäre das den Herren, die zuhören, sicher sehr angenehm!".

A. N.

Das Glas Wasser beim Essen

Soll man bei Tisch trinken? — „Aufschwemmung" nicht zu befürchten. — Zuviel Flüssigkeit ist schädlich!

In vielen Kreisen hat sich die Anschauung eingebürgert, daß das Trinken bei Tische „stark" mache, eine „Aufschwemmung des Körpers" herbeiführe, und daß man aus diesem Grunde während des Essens auch bei noch so großem Durstgefühl nur wenig oder gar nichts trinken dürfe.

Diese Anschauung ist aber grundfalsch, soweit es sich um Getränke handelt, die, wie beispielsweise einfaches Wasser, Bouillon und Limonaden, weder Nährstoffe in wesentlicher Menge noch Alkohol enthalten, weil Wasser während seines Laufes durch den Organismus nie und nimmer in Fett umgewandelt werden kann.

Das mit der Nahrung und als Getränk aufgenommene Wasser wird vielmehr, nachdem es von den feinsten Endigungen der Blutgefäße in der Magen- und Darmwand aufgefangt und so ins Blut gelangt ist, mit dem Blut zu allen Säften und Geweben des Körpers transportiert, der ja bekanntlich zu 60 v. H. aus Wasser besteht.

Wasser ist im Körperhaushalt so wichtig und unentbehrlich, daß ein Verlust von nur 11 v. H. schon Krankheitserscheinungen, ein Verlust von 22 v. H. aber unweigerlich den Tod herbeiführt. Die nicht zum Bestand des Organismus notwendige Menge des aufgenommenen Wassers wird auf den drei bekannten Wegen, nämlich durch die Nieren, die Schweißdrüsen und die Lungen, wieder ausgeschieden.

Etwas ganz anderes ist es natürlich, wenn die zu Tische gereichte Suppe Kartoffeln, Mehl, Reis, Grieß, Ei oder andere Nährstoffe, oder wenn das Bier Malz enthält. Alle diese Zusätze bewirken freilich Fettansatz, ganz gleich, ob sie mit oder ohne Flüssigkeit dem Körper einverleibt wurden.

Ebenso machen alle alkoholischen Getränke „stark", aber nur auf indirektem Wege, indem sie, als Fettsparer wirkend, das Fett unverbrannt lassen, dagegen aber alle anderen Nährstoffe zur Erzeugung der nötigen Körperwärme verarbeiten.

Von den vorwiegend aus Wasser bestehenden Getränken braucht also niemand, auch wenn er sie zu Tische genießt, eine „Aufschwemmung des Körpers" zu befürchten, sondern er darf sich, wenn sie in mäßigen Mengen genossen werden, im Gegenteil sogar ihrer wohltätigen Wirkung erfreuen, die darin besteht, daß das Getränk durch leichte Ausdehnung der Magenwand diese zur Zusammenziehung des Mageninhalts anregt. In übermäßig großer Menge genossen, wird allerdings jedes Tischgetränk durch allzu große Verdünnung der Verdauungssäfte und durch unzweckmäßige Ueberlastung und Ausdehnung des Magens schädlich wirken.

Fünf blaue Rauchwölkchen im Argonner Wald

In den ersten Monaten des Weltkrieges war der Argonner Wald eines der am heißesten umkämpften Gebiete. Die am weitesten vorgeschobenen Schützengräben mußten da manchmal auf vieles verzichten, besonders auf das, was das Leben angenehm macht. Hierzu gehörte in erster Linie das Rauchmaterial. Es wurde deshalb von Bedeutung, daß der Stabsarzt angekündigt wurde, von dem man wohl mit Recht als Liebesgabe eine Zigarre erwarten durfte. Er kam auch tatsächlich. Allein, auf seinem Weg in die vorderste Linie war sein nicht allzu großer Vorrat schon derartig in Anspruch genommen worden, daß für den letzten Schützengraben nur noch eine einzige Zigarre übrigblieb. Wie sollte er diese verteilen, da sich vier junge Leutnants um die Kostbarkeit bewarben? Man einigte sich schließlich auf den Ausweg, daß man die Zigarre als Augenweide für alle feierlich auf den Tisch stellte. Dann wurde ausgeskatet, wieviel Züge jeder der Anwärter daraus tun konnte.

Als das Spiel zu Ende ging, wurde einer der Glücklichen, der fünf Züge gewonnen hatte, durch einen plötzlichen Befehl auf den Geschützbeobachtungsstand gerufen. Mit einem wehmütigen Blick auf die Zigarre schied er, fest überzeugt, daß ihm die anderen nur die Asche übriglassen würden. Aber als er einige Zeit in grimmiger Stimmung gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals auf dem Beobachtungsstande verweilt hatte, erfuhr er, wie edel seine Kameraden waren. Denn es erschien eine Ordonnanz mit der glimmenden Zigarre und der strammen Meldung: „Herr Leutnant haben von der Zigarre fünf Züge zu gut." Und da sind dann fünf blaue Rauchwölkchen in den prächtigen Argonner Wald hinausgezogen, nachdenkliche unerhört selige fünf Rauchwölkchen. Nur ein Raucher konnte ermessen, was sie wert gewesen sind. Dann wurde die brennende Zigarre zu treuen Händen der Ordonnanz, die sich hoffentlich nicht daran vergriffen hat, den drei übrigen rechtmäßigen Benutzern wieder zugestellt.

Brockauer Vereinsanzeigen.

S. C. „Sturm 1916" Brockau. Freitag, den 17. November, um 20,30 Uhr Versammlung bei Bothe. — Spiele am Sonntag (Lindenruh: 9¹⁰ Uhr „Sturm" 2. Senioren — „Vorwärts" 3. Senioren 14⁰⁰ Uhr „Sturm" 1. Senioren — „Askania" 1 Senioren.

RSpG. Brockau. Fußballabteilg.: Freitag, den 17. November finden folgende Versammlungen im Sportheim statt: 18 Uhr Sportdienstgruppen, 20 Uhr B-Jugend, A-Jugend und Senioren.

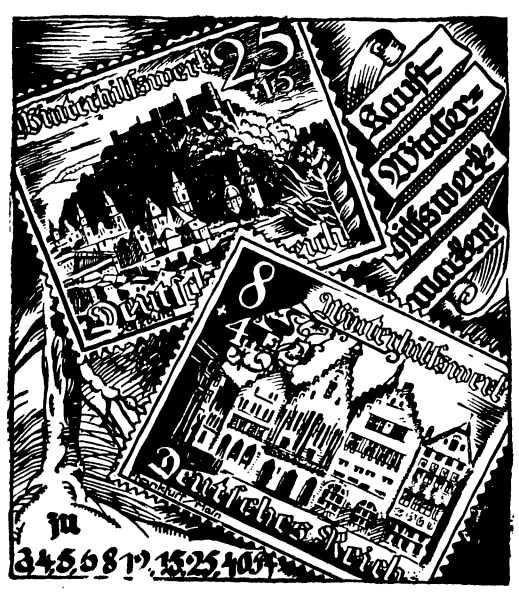
Wir empfehlen uns zur Herstellung von

Familien-Drucksachen

wie Verlobungsanzeigen — Verlobungsdanksagungen
Hochzeitseinladungen
Vermählungsanzeigen — Vermählungsdanksagungen
Geburtsanzeigen
Danksagungen zur silbernen und goldenen Hochzeit
Danksagungen zu Jubiläen — Visitenkarten
Todesanzeigen, Trauerklappenpost
(werden innerhalb 2 Stunden hergestellt)

Trauer-Danksagungen in allen Ausführungen und Größen Karten werden mit passenden Umschlägen geliefert. Die gedruckten Karten können Sie mit Drucksachenporto (3 Pfennig) versenden.

Buchdruckerei Ernst Dodeck's Erben
Brockau, Bahnhofstraße 12. — Fernruf 53281.



Inserieren bringt Gewinn!

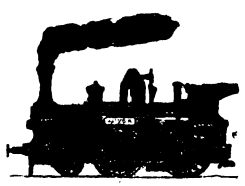
Heute Donnerstag neu!

Die Wehrmacht
Illustrierter Beobachter
Münchner Ill. Zeitung
Berliner Ill. Zeitung
Kölnische Ill. Zeitung
Marie Luise
Koralle
Gartenlaube
Die junge Dame

Ab Freitag:

Deutsche Ill. Zeitung
Filmwelt
Schles. Sonntagspost
Rätselzeitungen
und sämtliche
Radio-Programme
zu haben in
Dodeck's Buchhdlg.
Bahnhofstraße 12

Lies Deine Heimatzeitung



Taschenfahrplan
für den Vorortverkehr
Brockau — Breslau
mit dem zur Zeit gültig. Eisenbahnfahrplan
zum Preise von 15 Pfg.
zu haben bei
E. Dodeck's Erben
Bahnhofstraße 12

Guterhaltener vierrädiger
Kastenwagen
2 Ztr. Tragkraft zu kaufen gesucht. Wo? sagt d. Ztg.